Das Ende eines Uebermenschen.

Roman von Karl Fuchs.

(Unerlaubter Nachdruck verboten.)

Unterhaltungs-Theil

der

„Neuen freien Volkszeitung".

München 1897.

Rotationsdruck und Verlag der „Neuen freien Volkszeitung."

I. Kapitel.

„Steigen Sie ein, mein Herr!“ rief der Kondukteur des Omnibusses, welcher gerade vor Ludwig von Jellinghausen hielt und ihn aus seinen Träumen erweckte. „Wollen Sie in die Stadt?“

„Warum nicht,“ dachte er bei sich, als er die schmale Treppe zum Verdeck des Omnibusses in die Höhe stieg. „Ich habe gerade Lust, Wien ohne ein bestimmtes Ziel zu durchfahren, und ein Omnibus ist besser als ein Fiaker. Man sieht von hier oben so bequem auf die unten sich drängende Menge und auf die in buntem Gewirr dahinsausenden Wagen herab und fühlt sich dabei so wohl und sicher. Zünden wir uns eine Cigarre an.“

Ludwig setzte sich bequem auf seinem Sitze zurecht, zog ein Cigarrenetui aus seiner Tasche und zündete sich eine wohlriechende Havanna an.

Obschon er eine ganze Woche in der Kaiserstadt an der schönen blauen Donau war, hatte er sich doch noch nicht an das auf den Straßen herrschende Getöse gewöhnt, das er ein Jahr lang nicht gehört hatte.

Wie verschieden war diese geschäftige und betriebsame Stadt von dem sonnigen Lande, welches er soeben verlassen hatte. Er hatte dort eines der seltsamsten und ereignißreichsten Jahre seines Lebens verlebt.

Der Omnibus setzte sich in Bewegung und Ludwig fiel in eine neue Träumerei, indem er sein hübsches, glattrasirtes Gesicht in dem großen Kragen seines Havelock verbarg.

„Ich bin neugierig, wo sie ist,“ kam es endlich in leisem Geflüster von seinen Lippen. „Auf der Rückreise hatte ich keine

Ahnung davon, daß eine ganze Woche vergehen würde, ohne daß ich ihren Aufenthalt entdecken kann. Und ich habe keine Idee, wo ich sie suchen soll. Wien ist so groß, daß ich nach Margarethe von Donnerfeld ein ganzes Jahr suchen kann, ohne sie zu finden, und doch ist sie vielleicht nur hundert Schritte von mir entfernt."

„Wollzeile," rief der Kondukteur in den Wagen hinein.

Ludwig wollte seinen Sitz verlassen, als er eine Scene gewahrte, welche sein Herz erstarren ließ.

Auf seinem hohen Sitz auf dem Verdeck des Omnibus war er in gleicher Höhe mit der ersten Etage der Häuserreihe. Gerade vor sich sah er ein Pfandgeschäft, dessen Fenster mit allerlei Kleidungsstücken, Geräthschaften, Musikinstrumenten u. s. w. angefüllt war.

Dicht am Fenster erblickte er einen alten Pfandleiher, welcher sich so weit vorgebeugt hatte, daß das Licht auf den Gegenstand, den er in der Hand hielt, fiel, und neben ihm stand eine junge Dame, welche dem Alten angsterfüllt in das Gesicht sah.

„Margarethe Donnerfeld — dort?" sagte er erstaunt zu sich und betrachtete mit Sehnsucht das feine Gesicht des jungen Mädchens, welches seinen braunen Schleier heftig in die Höhe streifte und starr und fragend dem alten Kaufmann ins Auge blickte. Ludwig hatte ein Bild vor sich, welches eine lange Geschichte von Armuth, Angst und Verzweiflung erzählte.

„Armes Kind," ertönte es beklommen von seinen Lippen.

Erst als sich der Omnibus wieder in Bewegung setzte, erinnerte er sich, wo er war. Er eilte die Treppe hinunter und sprang vom Omnibus, während dieser in voller Fahrt war. Er ging einige Schritte wieder zurück und stellte sich im Schatten eines altersgrauen Thorwegs auf, um auf sie zu warten, während sein Herz trotz seiner fünfunddreißig Jahre wie das eines Schuljungen schlug und sein Blut durch die Adern jagte. Wie liebte er dieses Mädchen, welches Musiklehrerin bei den Kindern seiner Schwester war; wie oft hatte er ihr pikantes und bezauberndes Gesicht während eines ganzen Jahres im Traume gesehen. Er hatte sie wiedergefunden und dankte dem Himmel dafür!

Sie kam endlich, ihr Gesicht war durch den braunen Schleier verdeckt und ihr Mantel flatterte im scharfen Novemberwind, während sie sich schnell nach der weniger belebten Seite der Straße wandte. Ludwig ließ sie ein Stück weiter gehen, damit sie nicht argwöhnen sollte, daß er von ihrer traurigen Mission wußte, und als er ungefähr eine Viertelstunde hinter ihr hergegangen war, eilte er auf sie zu und sagte:

„Wenn ich mich nicht irre — Fräulein v. Donnerfeld?“

Bei den ersten Worten beschleunigte Margarethe ihre Schritte, ohne ihn anzusehen, da sie augenscheinlich glaubte, daß sie von einem Fremden angeredet würde; aber sie erkannte seine Stimme, als er ihren Namen aussprach, stand still und sah ihn erstaunt an.

„Herr von Jellinghausen? Sie wieder in Wien? Ich wußte nicht — Sie haben mich ein wenig erschreckt,“ sagte sie mit jenem leisen wohlklingenden Lachen, das er so gern an ihr hatte.

„Ich bin schon eine ganze Woche in Wien. Darf ich Sie begleiten? Ich danke Ihnen,“ sagte er, indem er sich zu ihr gesellte. „Bitte, schlagen Sie ihren Schleier zurück, damit ich in Ihr Gesicht sehen kann. Sie haben doch noch nicht vergessen, welche guten Freunde wir waren?“

Sie that ihm den Gefallen, und er sah, daß ihr Gesicht ein ernsthaftes Aussehen hatte. Es war ein wenig schmäler und sehr blaß geworden. Auch fiel ihm ihr abgetragener Mantel und die stark abgenutzten Handschuhe auf den niedlichen Händen auf, welche so oft den Takt auf dem Piano im Hause seiner Schwester geschlagen hatten.

Während er sich müßig in fremden Ländern umgesehen und Geld ausgegeben hatte, ohne an dessen Werth zu denken, hatte sie das bitterste Elend kennen lernen müssen. Der Gedanke daran krampfte sein Herz zusammen.

Es hat mich überrascht, daß Sie nicht mehr zu Steinbach's gehen,“ sagte er endlich.

„Ich kam sehr häufig zu spät. Mein Vater war nicht wohl und Frau v. Steinbach zog natürlich eine pünktlichere Lehrerin vor,“ versetzte sie ruhig.

„Ich hoffe, Sie haben eine ganze Anzahl anderer Schüler?“

„Nicht so viel wie früher. Die Zeiten sind sehr schwer, wie man zu sagen pflegt."

Dabei lächelte sie ein wenig trotzköpfig.

„Aber erzählen Sie mir von Ihrer Reise, Herr v. Jellinghausen. Finden Sie nicht Wien schrecklich im Vergleich zu Italien?"

Wie hübsch und stark er ist, dachte sie, als sie seine schöngeschnittenen Gesichtszüge, die kühngeschwungenen Lippen, die träumerischen und doch so energischen blauen Augen nnd das dicke, schwarze Haar betrachtete. Er schien ihr das Aussehen eines Soldaten, das Aussehen eines Helden zu haben.

Sie gingen unterdessen weiter und sie theilte ihm mit, daß sie in der Schikanederstraße wohne. Sie erzählten sich von der Vergangenheit, er war indessen merkwürdig schweigsam über seine Reisen. Augenscheinlich hatte er keine Lust davon zu erzählen und fragte sie nur nach ihren Angelegenheiten. Sie konnte aber ihre Neugierde nicht unterdrücken und bestand darauf, daß er ihr von Italien erzählen möge.

Als sie ihm erzählte, sie erinnere sich als Kind dort gereist zu haben zu einer Zeit, wo ihr Vater noch reich war, sah sie, wie eine dunkle Wolke über sein Gesicht zog und seine Augen einen schmerzhaften Ausdruck annahmen.

„Das Reisen muß Ihnen sehr gut gefallen haben," sagte sie mit glühendem Gesicht, „sonst wären Sie wohl nicht so lange weggeblieben."

„Wir sind nicht Herren unseres Geschicks," erwiderte er ausweichend und wiederholte dann: „Sehr gut gefallen haben!" mit bitterem Lachen. „Ich möchte das vergangene Jahr nicht noch einmal durchleben!"

Margarethe sah, daß seine Gedanken von ihr weg in die Ferne schweiften und wunderte sich darüber, daß sich bei ihren Worten seine Brauen zusammenzogen.

„Aber Sie wollten doch fort! Ich erinnere mich an den Morgen, wo Sie abreisten."

„Ja, ich wollte nur wenige Monate verreisen und blieb ein Jahr lang fort, weil ich . . ."

Er brach plötzlich ab und sah sie mit einem raschen Blick an.

„Was habe ich gesagt? Sie denken sicher, ich phantasire, da ich so merkwürdig spreche. Ach, wir sind schon an Ihrem Hause angelangt," sagte er mit Bedauern, als sie in die Schikanedergasse einbogen.

Niemals hatte der Putzladen in ihrem Hause finsterer ausgesehen und niemals war ihr das an der Hausthür angebrachte Schild mit der Aufschrift: „Hier wird für mäßiges Honorar Musikunterricht ertheilt" ärmlicher vorgekommen als in diesem Augenblick.

Sie hatte soeben einige glückliche Momente an seiner Seite verlebt — wie glücklich, wagte sie sich kaum zu gestehen — aber sie waren jetzt vorbei und mit dem Gedanken, daß ihre Welt von der Ludwigs von Jellinghausen durch eine tiefe Kluft getrennt war, schritt sie an seiner Seite bis zu ihrer Hausthür.

„Es war sehr liebenswürdig von Ihnen, mich durch das Gedränge bis hierher zu begleiten," erklärte sie, indem sie ihm die Hand gab.

Ihre Stimme klang kalt und gezwungen in Folge des plötzlichen Schmerzes, der ihr stolzes Herz ergriff.

„Darf ich mich auf einen Nachmittag zu einer Tasse Kaffee bei Ihnen einladen," kam es etwas keck von seinen Lippen. „Sie werden mich doch nicht aus Ihrer Besuchsliste gestrichen haben, weil Sie nicht mehr zu Frau v. Steinbach gehen?"

„Ja — ja — Kommen Sie, wann es Ihnen beliebt," versetzte sie mit augenscheinlicher Verlegenheit. „Aber gerade jetzt befindet sich mein Vater nicht wohl —"

„Margarethe, Sie weisen mich zurück," meinte er bitter. „Können wir nicht Freunde sein?"

„Es ist ein weiter Weg von der Schikanedergasse bis zu Ihrer Wohnung, Herr v. Jellinghausen," versetzte sie mit schmerzerfüllter, aber stolzer Stimme.

„Der Weg ist mir nicht zu weit, da dieses Haus eine Freundin beherbergt, wenn sie mich auch jetzt grausam behandelt."

Und seinen Hut ziehend, sagte er mit schmerzlichem Lächeln: „Ich werde kommen, wann Sie mir schreiben."

2. Kapitel.

Margarethe trat in den dunklen Hausflur und stieg die Treppe hinauf.

In dem Augenblick, wo sie das kleine Entree=Zimmer betrat, hörte sie die Worte: „Ich möchte sie zur Frau haben, und Sie müssen mir helfen sie zu gewinnen."

Es wurden noch mehr Worte im Flüstertone gewechselt und dann hörte sie ihres Vaters Stimme: „Sie kennen sie nicht, Herr v. Schönfeld — Sie wissen nicht, was für eine Energie und was für ein Feuer sie hat. Man kann sie nur zu dem bewegen, wohin ihr Herz sie zieht. Ihre Schwester Anna, welche mich vor drei Jahren verließ, um mit einem Schurken zusammenzuleben, war genau so — stolz und eigenwillig. Anna —"

„Hören Sie auf, sprechen Sie nicht immer von ihrer Schwester," kam es ungeduldig von den Lippen des Andern. „Ich glaube —"

Bevor er seinen Satz beendigen konnte, öffnete Margarethe die Thür. Aus der Kälte ihres forschenden Blickes entnahm Arthur v. Schönfeld, daß sie etwas von ihrer Unterhaltung gehört hatte.

Er war von schlankem, aber kräftigen Körperbau, hatte ein hübsches, scharf geschnittenes Gesicht, sehr dunkle Augen, welche eng bei einander lagen, und scharf markirte Lippen. Sein eleganter Promenaden=Anzug stand im schroffen Gegensatz zu dem des alten Herrn v. Donnerfeld, welcher in einem zerrissenen karmoisinrothen Schlafrock in einem Lehnstuhl saß.

„Wenn man vom Engel spricht, so kommt er," rief Herr v. Schönfeld mit gezwungenem Lachen aus und eilte auf Margarethe zu, um ihr beim Ausziehen ihres Mantels behilflich zu sein. „Was für schlechtes Wetter!"

Herr v. Donnerfeld eilte mit einem heftigen, fast furchtsamen Blick in das Nebenzimmer. Arthur v. Schönfeld war allein mit dem schönen, stolzen Mädchen, welches er leidenschaftlich liebte und heirathen wollte — Margarethe mit dem Manne, welcher sie schon ein Jahr lang in seine Gewalt zu

bekommen suchte, der durch irgend welche Mittel Macht über ihres Vaters schwachen Willen erlangt hatte, der von ihr gefürchtet würde.

Sie ahnte nicht, wie sehr ihn ihre Schönheit bezauberte, welchen berückenden Einfluß ihre braunen Augen, ihre zarte weiße Haut, ihr süßer Kindermund, ihre kleine Nase und ihr gewölbtes, pikantes Kinn auf ihn ausübten.

Er ging einige Schritte auf sie zu.

Als sie aufblickte, sah sie in seinen Augen ein verborgenes Feuer, welches den Athem in ihrer Brust erstarren ließ. Aber es war sicherlich am besten, ihn ruhig anzuhören und ihm die Wahrheit über die Gefühle, die er ihr einflößte, zu sagen.

„Margarethe,“ begann er, „ich bin heute gekommen, um Ihnen zu sagen —

„Bitte, nicht weiter,“ fiel sie ihm ins Wort, indem sie sich, glühend roth, erhob. „Ich habe gehört, was Sie zu meinem Vater gesagt haben. Es kann niemals sein.“

„So positiv lehnen Sie es ab?“ versetzte er mit rauher Stimme, während er seine Augen zusammenkniff. „Ueberlegen Sie sich's, versuchen Sie, mich ein wenig mit der Liebe, mit der ich Ihnen zugethan bin, zu lieben — denn ich liebe Sie bis zum Wahnsinn, Margarethe, mehr als meiner Seelen Seligkeit. Sie sind mein Himmel! Ich brauche keinen anderen!“

Es entstand eine tiefe Stille in dem ärmlichen, kleinen Entreezimmer nach diesen wild herausgestoßenen Worten. Das Ticken der Uhr und Schönfeld's keuchender Athem tönten allein durch die tiefe Stille.

„Sprechen Sie, Margarethe, geben Sie mir einen Hoffnungsstrahl — den Schein einer Hoffnung, ich bete Sie an! Oh, sehen Sie mich nicht so kalt an! Die Worte, die ich zu Ihnen gesprochen habe, sind mir aus Herzensgrund gekommen. Ich liebe Sie und werde Sie immer lieben!“ und er neigte, indem er neben ihrem Stuhle niedersank, seinen Kopf auf ihre kalten, gefalteten Hände.

Wie aus einem Traum erwachend, stand Margarethe plötzlich auf, ihr Gesicht war wie eine weiß getünchte Wand.

„Sie wissen ja meine Antwort, Herr v. Schönfeld. Ich

habe versucht, Sie an Ihrer Erklärung zu verhindern — es thut mir leid,“ und damit wandte sie sich von ihm ab.

„Leid!“ wiederholte er in hochmüthigem und erzürntem Tone. „Ihren Worten nach scheinen Sie mich vielmehr zu hassen.“

Sie heftete ihre stolzen, klaren Augen voll auf ihn.

„Nein, Sie sind mir gleichgiltig. Es war nicht nöthig, daß Sie mit mir sprachen — ich liebe Sie nicht.“

„Aber Sie könnten mich doch einmal lieben, wenn ich Ihnen beweise —“ begann er wieder mit leidenschaftlichem Verlangen.

„Niemals! Ich kenne mein Herz, ich versichere Ihnen ganz bestimmt, daß ich niemals ein Fünkchen Liebe für Sie fühlen werde. Es thut mir leid, Ihnen Schmerz zu bereiten, aber es muß Aufrichtigkeit zwischen uns sein.“

Eine dem Hause gegenüber angezündete Lampe sandte ihre Strahlen durch die dicke Novemberluft in das Zimmer und erleuchtete Margarethes Gesicht, bis es in sonderbarer durchgeistigter Schönheit erstrahlte. Man hätte sie für eine junge Prinzessin halten können, so stolz sah sie aus, und er sah aus wie ein Sklave, der vergeblich ein Zeichen der Gunst von seiner Herrin erwartet.

Ihr Anblick machte Arthur von Schönfeld wahnsinnig und all der Trotz, dessen sein rachsüchtiger, beschränkter Charakter fähig war, flammte in getretenem Stolze auf, während sich ein leises, beleidigendes Lachen seinen Lippen entrang.

„In der That, Ihre Worte sind klar genug und ihre Art und Weise zu sprechen sehr überzeugend.“

Er machte einen Schritt auf sie zu und sie sah seine dunklen Augen drohend aufleuchten.

„Aber da zwischen uns volle Aufrichtigkeit sein soll, will ich Ihnen etwas erzählen. Wissen Sie nicht, welche große Ehre ich Ihnen angethan habe, indem ich Sie zur Gattin begehrte?“

„Ich weiß sehr wohl,“ versetzte Margarethe etwas belustigt, „daß es die größte Ehre ist, welche Sie mir erweisen können, obgleich ich nicht recht die Ehre, Ihre Frau zu werden, zu schätzen weiß.“

Ihre blitzenden Augen begegneten dabei den seinigen.

„Aber denken Sie daran, wer ich bin, und wer Sie sind,“ versetzte er außer sich vor Wuth. „Ich bin ein reicher Mann in vornehmer Stellung, Sie sind die Tochter eines heruntergekommenen Aristokraten, eines trunksüchtigen, alten Narren, der meine Puppe und froh ist, wenn ich ihm Geld zu dem Alkohol gebe, der sein Leben erhält —“

„Elender,“ rief Margarethe mit erbleichenden Lippen; sie blieb indessen unfähig, sich zu bewegen und gebannt von seinen Worten, die nur zu wahr waren.

„Und Ihre Schwester Anna, welche ein Schurke betrog, hielt ihn mit einer fingirten Heirath zum Besten — Ihre Schwester, welche sie vor drei Jahren wie der Dieb in der Nacht verließ — wäre sie auch zu stolz dazu gewesen?“

Seine heimliche, alles verzehrende Wuth wurde indessen durch den Blick zurückgehalten, welchen Margarethe bei der Erwähnung ihrer Schwester auf ihn warf.

„Sprechen Sie, wovon Sie wollen, aber lassen Sie meine Schwester aus dem Spiel. Sprechen Sie nicht wieder ihren Namen aus. Ich glaube, Sie haben mich und meinen Vater genügend mit ihren Absichten bekannt gemacht —“ sie wies dabei auf die Thür — „Ihre fernere Anwesenheit wird hier schwerlich erforderlich sein.“

„Ich bin noch nicht zu Ende.“

„Aber ich,“ sagte sie und ging auf die Thür zu.

„Sie werden besser thun, wenn Sie mich anhören wollten, da ich es gut mit ihrem Vater meine,“ warf er nachlässig ein. „Bestehen Sie wirklich darauf, daß ich gehen soll? Sie werden mir doch Zeit dazu lassen, Ihnen zu sagen, daß mir Ihr Vater tausend Gulden schuldet?“

Die halbgeöffnete Thür bewegte sich plötzlich nicht weiter, Margarethe blieb auf der Schwelle stehen.

Was für schreckliche Worte der Mann sprach.

Ihr Gesicht überzog Todtenblässe.

„Sie sprechen — doch nicht — die Wahrheit,“ brachte sie endlich mit rauher, halberstickter Stimme vor.

„Rufen Sie ihren Vater und fragen Sie ihn,“ spottete er.

„Oh Vater, Vater,“ rief sie schmerzlich aus, indem sie vergaß, daß sie nicht allein war, „so tief zu fallen — so tief!“

„Ich möchte mein Geld wieder haben. Wenn ich ein Mann bin, den Sie nur mit Verachtung betrachten, will ich auch nicht länger Ihres Vaters Wohlthäter sein. Lassen Sie ihn zusehen, wo er anderwärts Geld zu Spiel und Alkohol erhält. Ich habe genug gethan. Wissen Sie, was das bedeutet?“

„Was?“ entgegnete sie mechanisch, ohne zu wissen, was sie sprach.

„Er soll mich so oder so bezahlen und zwar sofort, oder ich werde ihn öffentlich brandmarken — wenn Sie ihm nicht helfen können,“ versetzte er höhnisch lachend.

Margarethe kam sich wie ein in der Schlinge gefangener Vogel vor. Konnte sie diesen haßerfüllten Mann um Aufschub bitten für ihren Vater, den sie trotz seiner Sünden und Schwächen so liebte? Und doch mußte sie es.

„Warten Sie ein Jahr, Herr v. Schönfeld,“ bat sie ihn, indem sie ihre stolzen Augen wie ein vom Jäger gehetztes Wild auf ihn heftete. „Ich verspreche Ihnen, Alles zurückzuzahlen. Glauben Sie mir, ich werde es thun!“

„Das ist nicht nöthig,“ versetzte er und ging plötzlich auf sie zu, da er seine wahnsinnige Liebe nicht mehr meistern konnte. „Ich will ja nicht hart gegen Sie sein, Margarethe, aber Ihr Blick, der Ton ihrer Stimme macht mich verrückt. In meiner Brust habe ich nur den einen Wunsch, Sie zur glücklichsten Frau auf der Erde zu machen. Wollen Sie mir eine Bitte gewähren?“

„Was für eine?“

Bei diesen Worten, welche nur zögernd ihre Lippen verließen, fühlte sie, wie sie unsichtbare Bande mit Gewalt an diesen Mann fesselten, gegen den ihr ganzes leidenschaftliches Herz protestirte.

„Lassen Sie mich wenigstens Ihr Freund sein — denken Sie daran, daß die Liebe zu Ihnen das Beste in mir ist, und daß ich alles thun würde, um Ihr Leben zu eitel Sonnenschein und Freude zu machen — versuchen Sie mich ein wenig wieder

zu lieben und wenn es nur ganz wenig ist, ich werde Gott dafür danken. Wollen Sie?“

Es war dies das Einzige, um Aufschub zu gewinnen; und obgleich ihr das Herz schwer wurde und trübe Gedanken in ihr aufstiegen, überließ sie ihm ihre kalte, willenlose Hand und sagte fast unhörbar:

„Ich will es versuchen.“

Er verließ schnell das Zimmer, zufrieden damit, daß er ihr ein halbes Versprechen abgerungen hatte.

Als er fort war, kam ein schwerer Seufzer aus Margarethes vollem Herzen, sie sank auf ein Bett nieder und schluchzte, als ob ihr das Herz brechen wollte. Sie blickte endlich auf und fand ihren Vater neben sich stehen.

„Du weißt Alles,“ stammelte er, und sein sorgloses Gesicht überzog die Röthe der Scham. „Oh, ich war ein Narr, ein blinder Narr — aber ich konnte nicht anders. Das Geld habe ich nicht allein für Getränke oder das Spiel ausgegeben, wenn er auch das sagt. Ich habe etwas in Goldminen-Aktien angelegt, welche mich, wie man mir sagte, wieder reich machen würden. „Reich!“ rief er mit Stolz aus. „Ja, damit ich wieder wie einst als vornehmer Mann leben könnte — und Du als destinguirte Dame, mein Liebling, damit Du nicht mehr Deine Jugend und Schönheit mit Musikunterricht zu vergeuden brauchst.“

Er stieß diese Worte leidenschaftlich mit flammenden Augen aus und ballte dabei seine Hände.

„Oh, ich war sicher, Margarethe, daß ich das Geld zurückzahlen konnte, und noch viel mehr dazu gewinnen würde. Sieh mich nicht mit solch' verwunderten Augen an, sie schneiden mir das Herz entzwei. Du brauchst ja nicht den Mann zu heirathen, wenn Du ihn nicht liebst, obgleich er während der letzten fünf Jahre mein guter Freund gewesen ist, und besonders seit — Anna mir das Herz brach.“

Margarethe hörte nur mit halbem Ohr, sie war ohne Hoffnung und sah die Zukunft dunkel vor sich liegen, da sie an die Verpflichtung dachte, die sie mit Arthur v. Schönfeld eingangen war.

„Er hat Alles gethan, um eine Spur von ihr aufzufinden. Kein Sohn hätte mehr thun können, wie er.“

Sie stand schnell auf und ging auf die Thür zu.

„Wo willst Du hin?“ fragte Herr v. Donnerfeld mit weinerlicher Stimme.

„In mein Zimmer. Ich will mich niederlegen — mein Kopf schmerzt so schrecklich.“

„Du hast mir nicht vergeben, Du hast mich nicht geküßt,“ erwiderte er, die Arme ausbreitend.

Dicke Thränen traten in Margarethes Augen, als sie sich umwandte.

„Oh, Vater — lieber Vater — wenn Du es mir doch nur gesagt hättest! Denke doch — tausend Gulden!“ versetzte sie verzweifelt.

„Sei mir nicht böse, ich habe es ja nicht mit einem Mal geborgt und immer geglaubt, es wieder zurückzahlen zu können — mit Gewinn. Außerdem war Arthur immer sehr nobel gegen mich, wenn er mir Geld anbot, und ich — war nicht stark genug, es zurückzuweisen.“

Oh, ich verstehe es vollkommen — es war ihm darum zu thun, Dich zu seinem Schuldner zu machen, damit er eine Waffe gegen mich hatte. Und ich glaube, ich habe ihm in meiner Verzweiflung versprochen, liebenswürdig gegen ihn zu sein. Ich hasse ihn für Alles, was er gethan hat. Ja, und ich hasse ihn, daß er mir Alles gesagt hat.“

„Du vergibst mir doch,“ stammelte der Mann und drückte ihre Hände auf seine Brust.

„Wenn Du mir versprichst, nie wieder einen Kreuzer zu borgen —“

„Ich verspreche es —“

„Von keinem Menschen?“

„Du wirst es sehen, Margarethe. Ich verspreche es und werde es halten.“

Margarethe stieg einige ausgetretene Stufen zu einem Alkoven empor, wo sich ihr Bett befand. Das kleine Zimmer ging auf einen elenden Hintergarten hinaus, von seinem Fenster aus sah man auf zahlreiche rauchende Schornsteine. Mit traurigen Gedanken setzte sie sich nieder, verscheuchte aber schnell

die bittere Erinnerung an die vergangenen Augenblicke, indem sie sich Ludwig v. Jellinghausens liebes Gesicht und die Worte, die sie mit ihm gewechselt hatte, ins Gedächtniß rief.

Sie liebte ihn sehr, er war ein ehrenhafter und gutmüthiger Mann, wie ihr Herz ihn begehrte, aber sie mußte ihn vergessen — diesen thörichten und süßen Traum aufgeben. Sie kannte ihn nun zwei Jahre lang, aber niemals war ihr Ludwig v. Jellinghausen so unerreichbar erschienen, als an dem heutigen düsterem Novemberabend, wo der Händedruck des ihr verhaßten Arthur v. Schönfeld noch auf ihrer Hand zu haften schien.

3. Kapitel.

„Du kennst ihn nicht? Oh, ich sage Dir, alter Junge, der Mann ist reich. Du kennst Arthur v. Schönfeld nicht?“

Der Sprecher betrachtete mit jovialer Miene durch den Tabaksqualm hindurch das hübsche Gesicht Ludwigs. Sie saßen beide an einem Fenster von einem der fashionablen Restaurants auf dem Kolowratring und hefteten ihre Augen auf das Antlitz des Mannes, der soeben gekommen war und mit übellaunigem Stirnrunzeln die Spalten einer Zeitung überflog.

„Nein, mein lieber Lederer, ich kenne ihn wirklich nicht. Ist er solch' eine Berühmtheit? Er sieht sehr distinguirt aus, hat aber ein Gesicht, dem ich nicht recht trauen würde; es kommt mir unterdessen etwas bekannt vor.“

„Nun, der distinguirte Herr, dessen Gesicht Du mißtraust, wird, wenn nicht alles trügt, bei den nächsten Landtagswahlen Dein Gegenkandidat in Breitenstein sein. Es ist ein offenes Geheimniß, daß Du von den Liberalen aufgestellt wirst, und jener Herr ist bereits konservativer Abgeordneter für den Wahlkreis Breitenstein. Natürlich wird er eifrig gegen Deine Wahl agitiren, es wird zu einem heftigen Kampfe zwischen Euch beiden kommen.“

Ludwig wurde neugierig.

„Ich habe also meinen voraussichtlichen Gegner vor mir?“ versetzte er, seine breiten Schultern zuckend. „Wo habe ich ihn nur vorher gesehen? Arthur v. Schönfeld! — Der Name ist mir vollständig unbekannt.“

„Sein Name wird erst seit einem Jahre genannt, während Du auf der Jagd nach Vergnügen in fremden Himmelsstrichen warst,“ antwortete Lederer mit heiterem Lächeln.

Ein Schatten huschte über Ludwigs Gesicht, wie vor einigen Tagen, als Margarethe nähere Details über seine Reise zu erfahren wünschte.

„Schönfeld hat eine sonderbare Lebensgeschichte,“ meinte der Andere und blies dicke Rauchwolken vor sich hin. „Er war ein armer Bursche, welcher das Geländer der großen Hausthür der bekannten Firma Max Schönfeld putzte. Niemand weiß, auf welche Weise er sich bei seinem Herrn beliebt zu machen wußte, der ein alter Geizhals ohne irgend einen Anhang war; aber so viel ist sicher, daß er zuerst sein Vertrauensmann und dann Geschäftstheilhaber wurde. Schließlich hat ihm der Alte sein ganzes Geld vermacht, nachdem er ihn an Stelle seines Sohnes, der in frühester Kindheit starb, adoptirt hatte. Das Geschäft sollte unter der alten Firma weitergeführt werden.“

„Ah, das ist sehr interessant.“

„Sein eigener Name ist Sigmund Teichmann.“

Ludwig zuckte zusammen, während sein Gesicht einen nicht zu beschreibenden Ausdruck der Verachtung annahm.

„Jetzt weiß ich, wo ich ihn gesehen habe. Das ist also Sigmund Teichmann!“

„Du kanntest ihn, bevor er den alten Schönfeld beerbte?“

„Ich bin ihm früher einmal begegnet. An die Begegnung sich zu erinnern hat er mehr Ursache als ich. Teichmann war vor sechs oder sieben Jahren in New-York. Vor dem Theater in der fünften Avenue gab ich ihm einen kleinen Denkzettel dafür, daß er eine junge Schauspielerin beleidigte, welche ein reizendes, anständiges Mädchen und meine Freundin war.“

„Und wie verlief die Sache weiter?“

„Am nächsten Tage besuchte mich ein Herr und verlangte im Namen Teichmanns Genugthuung. Ich fragte seinen Boten, wie hoch sein Auftraggeber seine Beulen taxire, damit ich sie ihm als Genugthuung dafür, daß ich ihn gezüchtigt habe, bezahlen könne. Ich habe seitdem niemals wieder von ihm gehört.“

„So geht es solchen Leuten. Ich wundere mich nicht, wenn man ihn eines Tages henkt.“

Währenddessen hatte Arthur v. Schönfeld Platz genommen, den Kellner gerufen, um sich etwas zu bestellen, und einen Gegenstand aus der Tasche geholt, den er aufmerksam betrachtete.

Sein Rücken war gegen Ludwig gekehrt, so daß dieser über seine Schulter sah und bemerken konnte, was er in seiner Hand hielt.

Es war eine kleine Photographie, und als das Licht voll auf das Bild fiel, ergriff Ludwig unbegrenztes Erstaunen und eifersüchtige Wuth, denn er sah das schöne, pikante Gesicht von Margarethe v. Donnerfeld.

Als er das Restaurant verließ, wankte er wie ein Mann, der einen tödtlichen Schlag empfangen hat. Margarethes Bild in der Hand eines Schurken, der es wie ein Liebender betrachtete. Er liebte Margarethe — seine Margarethe.

„In Gedanken war sie schon mein. Was für ein Narr ich bin. Hat sie mir jemals ein Zeichen von Liebe gegeben? Sie war kalt und ruhig, als ich ihr begegnete. Vielleicht war ihre Seele voll von diesem Liebhaber — vielleicht liebt sie diesen Schönfeld. Mädchen verlieben sich häufig in schlechte Männer. Oh, Margarethe, wie sehr liebe ich Dich und ein Anderer hat Dich gewonnen. Wenn ich das gewußt hätte, wäre ich nicht nach Wien zurückgekehrt.“

Während diese bitteren Gedanken durch sein Gehirn zuckten, hüllte er sich tiefer in seinen Mantel und durchstrich ohne ein bestimmtes Ziel eine Straße nach der andern. Die Luft war trübe und feucht, die Gaslaternen flimmerten ihm wie Irrlichter entgegen. Die Außenwelt entsprach der inneren Gedankenwelt Ludwigs.

Margarethes Gesicht war ihm beständig vor Augen, wie sie an jenem feuchten Novembertag mit ihm die Straßen durcheilte — und dann wieder sah er ihr süßes Mädchenantlitz auf dem Bilde aufleuchten, das jener Mann, den er verachtete und haßte, in der Hand hielt und unverwandt betrachtete.

Als er aus seinem Traum erwachte, bemerkte er, daß er eine große Strecke gegangen war. Noch immer mit seinen

Gedanken beschäftigt, hörte er plötzlich einen Schrei, der halb entzückt und halb verwundert klang. Es war ihm, als kannte er jene schlanke Gestalt, welche wie ein räthselhaftes Phantom durch die Dunkelheit eilte. Der Gang, die Haltung, der flatternde graue Mantel, das in der Dunkelheit verschwimmende Profil gehörten Margarethe v. Donnerfeld an.

In der größten Verwunderung folgte er ihr.

Was konnte sie noch so spät in der Nacht auf der Straße zu thun haben?

Seine Frage wurde beantwortet, als sie endlich vor einem kleinen, unscheinbaren Laden Halt machte, welcher die Firma trug: „Reich's Detektiv-Bureau.“

Ludwig sah, wie sie den Laden betrat und vor einem Schreibpult Halt machte, an welchem ein Mann mit schwarzem Bart saß, der sie zu kennen schien. Margarethe sah sehr besorgt und bekümmert aus, während sie mit ihm sprach und sein Gesicht mit athemloser Spannung betrachtete.

Der Mann schüttelte bedauernd den Kopf, bis er eine Menge Papiere durchwühlte; und nachdem er noch einige Worte mit ihr gewechselt hatte, geleitete er sie zur Thür.

Ludwig, der das Bedürfniß fühlte, das junge Mädchen zu beschützen, konnte von seinem Versteck aus alles beobachten, ohne gesehen zu werden.

„Ich danke Ihnen, Herr Reich. Ich werde mich gedulden müssen. Aber es ist doch seltsam, daß Sie keine Spur von meiner Schwester finden können. Sind Sie sicher, daß Ihre Leute gewissenhaft sind?“

Ludwig hörte diese Frage, welche in bittendem und dringenden Tone gestellt wurde. Er zog sich in seinen Versteck zurück, um nicht noch mehr von ihren Geheimnissen zu hören, aber dennoch drang die scharfe Stimme des Detektiv bis zu ihm. —

„Kommen Sie nächste Woche wieder. Lassen Sie den Muth nicht sinken. Das nächste Mal haben Sie mehr Glück. Sie können kein Wunder erwarten, da Sie uns erst vor vier Wochen mit den Nachforschungen betrauten.“

Sie schien nicht zu wissen, wohin sie ihre Schritte lenken sollte, als sie an Ludwig vorüberging. Stundenlang irrte sie

durch schmale Gassen und lange Straßen, ehe sie an den Rückweg dachte.

Ludwig konnte ihre Augen und blassen Wangen sehen, ihr Antlitz hatte einen hoffnungslosen Ausdruck. Ein Fiaker kam ihnen unter vielen anderen Gefährten entgegen und da ereignete sich etwas, was er nicht für möglich gehalten hätte. In dem Fiaker befand sich eine schöne Dame, auf ihrem müden Gesicht lag tiefe Melancholie.

Margarethe sah sie an, während sich der Wagen in Folge des Gedränges langsamer bewegte, dann breitete sie plötzlich mit einem lauten Schrei ihre Arme aus und stürzte sich kopfüber in das Wagengedränge. Von ihren Lippen tönte es: „Anna, Anna!“

Das Gesicht der Dame im Fiaker wurde todtenblaß und mit einem erschrockenen Blick auf das heranstürmende Mädchen sank sie in den Wagen zurück und bedeckte das Gesicht mit den Händen.

Der Gefahr nicht achtend, eilte Margarethe weiter und es war Ludwig schwer, sie in dem Wagenknäuel nicht aus den Augen zu verlieren.

„Sie achtet auf keine Gefahr. Sie wird unter die Räder kommen. Die trübe Luft läßt sie die entgegenkommenden Wagen nicht sehen. Gütiger Himmel!“

Athemlos und schreckensbleich kamen die letzten Worte von seinen Lippen, denn durch das trübe Dunkel der Nacht sah er die schlanke Gestalt des Mädchens auf das Pflaster sinken.

4. Kapitel.

Sein Blut stockte und seine Glieder zitterten, als er sich über Margarethe's leblosen Körper beugte. Eine Sekunde noch und es wäre zu spät gewesen, sie den Hufen der daherstürmenden Pferde zu entreißen. Er war sich dessen bewußt, als er die Ohnmächtige vom Straßenpflaster aufhob und bei Seite trug, während die Räder seinen Körper streiften.

Sobald er auf den schmalen Rand des Trottoirs stand, sammelte sich die Straßenjugend um ihn und betrachtete ihn mit unverhohlener Bewunderung.

„Will mir einer von Euch einen Fiaker holen," fragte Ludwig. „Ich gebe dem, der ihn am schnellsten besorgt, einen Gulden."

Wie der Wind stob die liebe Straßenjugend nach allen Richtungen auseinander und Ludwig war mit der geliebten Last ganz allein. Margarethe erschien ihm wie eine gebrochene Blume, als er sie an sein pochendes Herz drückte. Ihr Antlitz war blaß und starr wie Marmor und ihr aufgelöstes Haar hing in Strähnen herab wie die gebrochenen Flügel eines Schmetterlings. Ohne es zu wissen, schlossen sich seine Arme zärtlicher und liebender um ihre schlanke Gestalt.

In diesem Augenblick erwachte Margarethe und starrte verwundert um sich, wie ein Kind, das aus einem bösen Traume erwacht.

Die trübe Nacht — die flackernden Gaslaternen — und mehr als das — ein liebes Gesicht über sie gebeugt — oh, sicher war Alles nur ein Traum.

„Fürchten Sie sich nicht, Fräulein v. Donnerfeld, Sie sind gerettet," begann Ludwig.

„Aber wie bin ich hierher gekommen — und Sie?" fragte sie, indem eine tiefe Röthe ihre Wangen überzog.

„Ich war auf dem Wege nach Hause und ich sah, wie Sie den Damm überschritten. Es schien mir, als seien Sie gesonnen, mit den Hufen der Pferde Bekanntschaft machen zu wollen, ich war aber davon überzeugt, daß dieses Wagniß nicht zu Ihrem Vortheil ausfüllen würde — auf diese Weise bin ich mit Ihnen zusammengekommen."

„Ich erinnere mich jetzt," kam es zögernd von ihren Lippen.

Sie stand nur wenige Schritte von ihm, eine stolze, vornehme Gestalt — rührend in ihrer kindlichen Hilflosigkeit. Ihr Gesicht zog sich schmerzlich zusammen, während sie ihre Augen nach der Richtung lenkte, die der Fiaker, dem sie gefolgt war, genommen hatte.

„Ich werde sie wohl nie wieder sehen," flüsterte sie mit schmerzlichem Bedauern. „Ich habe sie jahrelang gesucht, und heute habe ich sie im Fluge gesehen, um sie wahrscheinlich nie wieder zu treffen. Arme Schwester!"

Sie schien Ludwigs Gegenwart ganz vergessen zu haben, bis ihr die Straßenjungen, welche mit einem Fiaker zurückkehrten, seine Nähe ins Gedächtniß riefen.

„Ich werde Sie nach Hause begleiten, Fräulein von Donnerfeld. Das ist unser Wagen,“ sagte Ludwig, indem er ihr beim Einsteigen half.

Eine Zeit lang fuhren sie stillschweigend dahin, bis Ludwig beim Schein einer Laterne sah, daß sich ihre Augen mit Thränen gefüllt hatten.

Er rückte näher an sie heran, zögerte aber einen Augenblick und ergriff dann ihre Hand.

„Steht es in meiner Macht, Sie zu trösten?“ begann er mit tiefer, zitternder Stimme, welche ihr Blut in Wallung brachte.

„Sie sind stets gütig gegen mich gewesen. Nie war Jemand so zartfühlend und liebenswürdig gegen mich!“

„Ich will Ihnen beistehen. Sie scheinen über irgend etwas in großer Unruhe und Verzweiflung zu sein.“

„Niemand kann mir die Sorge um meine Schwester erleichtern,“ versetzte sie und ließ den Kopf hängen.

Bevor Ludwig antworten konnte, sah sie plötzlich in fröhlichem Entzücken auf.

„Doch, ich will es Ihnen erzählen. Sie haben mir heute das Leben gerettet und Sie sollen wissen, weshalb ich mich in Gefahr begab.“

Ludwig hielt ihre Hand noch fester.

„Sagt Ihnen nicht das Gefühl, mein liebes Kind, daß Sie mir Alles erzählen müssen, was Ihnen Schmerzen bereitet?“

„Ach, es ist bitter, davon zu sprechen. Aber ich habe keinen Menschen, dem ich vertrauen kann —“

„Keinen Menschen,“ wiederholte Ludwig erfreut, indem er an Arthur v. Schönfeld dachte.

„Keinen Menschen außer meinem Vater, und wenn man ihn an seine sorgenvolle Vergangenheit erinnert, wird er noch griesgrämiger,“ fuhr Margarethe fort, da sie das Bedürfniß fühlte, ihr ganzes Herz auszuschütten. „Manchmal trinkt er mehr, als er sollte, um seine Schmerzen zu vergessen — der arme, alte Vater.“

„Sind Sie nicht mit Arthur v. Schönfeld näher bekannt," warf Ludwig, wie von ungefähr, ein.

Ihr Gesicht nahm plötzlich einen ärgerlichen Ausdruck an, der ihn in Bestürzung setzte.

„Woher wissen Sie das? Was wissen Sie von ihm?"

„Er scheint Sie sehr zu lieben und Sie wohl auch?"

Sie gab keine Antwort und erbleichte, während sie die Augen niederschlug.

„Es kann wohl Niemanden überraschen, wenn Sie ihm zugethan sind — so habe ich wenigstens gehört," fuhr Ludwig fort, während sein Herz zwischen Hoffnung und Furcht hin und her schwankte. „Er ist jung, hübsch, reich und Landtagsmitglied."

„Ich hasse ihn!"

Diese Worte kamen zwar leise, aber in leidenschaftlichem und haßerfülltem Tone von ihren Lippen. Es waren nur drei Worte, aber sie nahmen eine Zentnerlast von Ludwigs Herzen und das trübe Dunkel des langsam sich fortbewegenden Fiakers schien ihm plötzlich von hellem Glanze erleuchtet.

„Ich hasse ihn," wiederholte sie und heftete ihre schönen Augen, welche wie Diamanten blitzten, auf ihn, „weil er vorgibt, unser Freund zu sein und doch meinen Vater in schmählicher Schuldknechtschaft hält. Er versucht, mich zu tyrannisiren und mich zu zwingen, ihn zu heirathen. Oh, ich hasse Niemanden so, wie diesen Menschen!"

Die letzten Worte erstarben auf ihren Lippen.

„Doch nein, ich thue ihm Unrecht," flüsterte sie. „Es gibt noch einen Mann, den ich ebenso hasse — einen den ich vernichten könnte. Ich meine den Mann — ich weiß nicht, wer er ist — ich weiß nicht einmal seinen Namen — aber ich meine den Mann, der das Leben meiner Schwester vernichtet hat, so daß mich Verzweiflung erfaßt, wenn ich nur ihren Namen ausspreche."

Der Anblick ihres Schmerzes erschütterte Ludwig und ein wildes Verlangen erfaßte ihn, sie an sein Herz zu drücken, ihre weißen Lippen zu küssen und sie zu trösten.

„Heute Abend habe ich meine Schwester in einem vorüberfahrenden Wagen gesehen. Wie lang erschienen uns die drei

Jahre, seitdem sie uns verließ und uns in einem mit Thränen benetzten Briefe bat, wir möchten vergessen, daß sie uns angehöre. Sie war thöricht genug, mit einem Manne eine heimliche Ehe einzugehen, und bemerkte nachher, daß er schon an ein anderes weibliches Wesen gebunden war. Obgleich dieser Schurke namenloses Weh über sie gebracht hatte, schwur sie dennoch, ihm in Treue und Freundschaft anzuhangen, und war zufrieden mit seinem Versprechen, daß sie sich eines Tages ewig für mit einander verbinden würden.“

„Aber Jahre sind vergangen, ohne daß dieser Tag gekommen wäre und ohne daß wir etwas von ihr gehört hätten. Wie viele Nachforschungen habe ich angestellt, da ich wußte, daß sie eines Tages nach Wien zurückkommen würde; aber niemals fand ich eine Spur von ihr, bis heute Abend. Ich wollte mit ihr sprechen, sie verbarg indessen ihr Gesicht, als ob mein Anblick sie schmerzte.“

„Und Sie kennen nicht den Namen des Mannes, den sie so liebt?“

„Nein. Damals lebten wir noch nicht in so beschränkten Verhältnissen wie jetzt. Mein Vater hatte gerade sein Stammgut verkauft, um seine Schulden zu bezahlen, als wir nach Wien zogen. Anna machte sehr häufig lange Besuche in Häusern, in welche ich nicht eingeladen wurde, da ich erst sechzehn Jahre alt und noch nicht gesellschaftsfähig war. Vater und ich haben immer gedacht, daß Anna in einem dieser prächtigen Häuser den Mann kennen gelernt hat, den sie mit aller Kraft ihrer starken Natur liebte.“

Der Fiaker fuhr über einen großen Platz und der in der Mitte stehende Kandelaber, an dessen Postament ein Herr stand, der sich eine Cigarre anzündete, erleuchtete auf einen Augenblick das Innere des Wagens.

Der Herr war Arthur v. Schönfeld. Seine Augen begegneten Margarethes Augen, während er einen forschenden Blick auf ihren Begleiter warf.

Einen Moment später war seine Gestalt in dem trüben Dunkel der Nacht verschwunden und der Fiaker wieder in geheimnißvolle Finsterniß gehüllt.

5. Kapitel.

„Er hat mich gesehen," so kam es angsterfüllt von ihren Lippen.

Es that Ludwig wohl, daß sie diesen Mann als Tyrannen betrachtete. Sein ganzes Herz dürstete darnach, sie zu beschützen.

„Sie fürchten sich vor ihm, Margarethe?" fragte er, wobei ihm ihr Vorname unversehens entschlüpfte. „Hat er Ihnen etwas zu Leide gethan, mein Kind?"

„Er kann sehr hart sein — schon oft hat er meinen Vater in die größte Angst versetzt," erwiderte sie mit leiser, zitternder Stimme. „Ich glaube, sein Haß ist von ungeheurer Stärke; er ist ein Mann, der vor nichts zurückschreckt, um seinen Zweck zu erreichen, ein Mann, den man fürchten muß. Oft, wenn ich sah, welchen Einfluß er auf meinen Vater hatte, und wie sehr seine Liebe zu mir wuchs, fühle ich mich so hilflos, als ob er schließlich doch meinen Willen besiegen und mich zu seiner unglücklichen Gefangenen auf Lebenszeit machen könnte."

Sie wußte nicht, welchen flehenden Ausdruck ihre Augen dabei annahmen und wie liebenswürdig sie in dem ungewissen Dämmerlicht der Straßenlaternen aussah. Von ihrem Zauber gefangen, ergriff Ludwig ihre kleine Hand und drückte sie so fest an sich, daß ihre Locken seine Schläfen berührten und ein freudiges Gefühl durch ihre Brust zog.

„Ihre Worte erfüllen mich mit großer Furcht und es drängt mich, Ihnen ein Geständniß zu machen," erwiderte er erregt. „Oh, Margarethe, fühlen Sie nicht, wie sehr ich Sie liebe? Worte sind zu arm, um Ihnen meine Liebe auszudrücken!"

Der Himmel öffnete sich plötzlich über ihrem Haupte. Zitternd vor Freude und unfähig zu sprechen sah sie ihn an. Er liebte sie also. Der Mann, an den sie nicht zu denken wagte, von dem sie so süß geträumt hatte, legte ihr sein Herz zu Füßen.

„Sagen Sie mir, Margarethe, sind Sie mir ein wenig zugethan?"

„Zugethan?" wiederholte sie, und dann brach ihr schwer bedrücktes Herz alle Fesseln und sprach, wie ihr zu Muthe war. „Ja, ich liebe Sie und habe Sie stets geliebt. Und Sie lieben mich? Es kommt mir vor, wie ein Traum — ich bin so glücklich!"

Sie ruhte in seinen starken Armen und er küßte sie so leidenschaftlich, daß es sie fast schmerzte.

„Mein Liebling, Du brauchst Arthur v. Schönfeld nicht mehr zu fürchten. Denke daran, wie glücklich wir sein werden — mein Leben gehört Dir und das Deine mir."

Die Welt schien ihr verwandelt zu sein, als er von ihr an der Thür ihrer Wohnung Abschied nahm.

„Ich werde Dich morgen besuchen und mit Deinem Vater sprechen, Margarethe," flüsterte Ludwig beim Abschiedskuß. „Und wir werden bald heirathen, Liebchen — sehr bald. Ich will Dich glücklich machen," setzte er mit zärtlichem Seufzer hinzu. „Ich werde Dich auf Händen tragen und Dein Leben mit Freude und Frohsinn erfüllen. Du hast genug erduldet und sollst nie wieder Schmerz empfinden."

„Aber was wird Frau v. Steinbach sagen," meinte Margarethe furchtsam, indem sie sich fest an ihn schmiegte.

„Laß sie sagen, was sie will!"

„Wird sie nicht sehr böse sein?"

„Zuerst — ja," versetzte er zärtlich mit zufriedenem Lachen. „Sie hat mir ja schon eine Frau ausgesucht, eine etwas blöde Erbin mit einer Trompetenstimme.

„Ihr zu begegnen, wird wohl nicht sehr angenehm sein."

„Ueberlaß nur Alles mir, Liebling. Deswegen brauchst Du Dir nicht Dein Köpfchen zu zerbrechen."

Wie glücklich war sie, als sie seinen Hals beim letzten Gute-Nacht-Kuß mit ihren Armen umschlang.

„Also morgen," flüsterte er.

Als sich die Hausthür geschlossen hatte, machte Margarethe in dem dunklen Flur einen Augenblick Halt. Sie war so glücklich, daß ihr dieses Gefühl fast Angst machte. War es möglich, daß sich das Wunderbare wirklich zugetragen hatte?

War dies noch dasselbe düstere, baufällige Haus, das sie Nachmittags verlassen hatte? War sie noch dasselbe Mädchen, das früher so matt und verzweifelt war und jetzt vor Freude zitterte und glühende Worte stammelte?

Oh, wie hatte sich die Welt und sie selbst verändert. Ludwig v. Jellinghausen liebte sie und sie sollte nie mehr allein und traurig sein.

„Wie vergnügt wird Papa sein, wenn ich es ihm erzähle,“ dachte sie, als sie leichtfüßig die Treppe hinaufstieg. „Armer, alter Vater, er wird sagen, daß ich nun meine Erbschaft angetreten habe, wenn ich glücklich und — reich bin.“

Sie öffnete die Thür des Entreezimmers und suchte mit den Augen ihren Vater. Aber Niemand war da.

„Vater!“ rief sie und ging auf das anstoßende Schlafzimmer zu. Aber auch das war leer. War er ausgegangen? Wahrscheinlich wollte er sich etwas für seinen Durst kaufen.

„Er wird bei der Dunkelheit verunglücken, wenn er sich des Guten zu viel thut. Ich hätte ihn nicht allein lassen sollen,“ dachte sie und stürzte nach dem Fenster.

Als sie die Vorhänge bei Seite zog, fielen ihre Augen auf eine zusammengekauerte Gestalt, welche von den dicken Füßen des alten Tisches bisher verdeckt worden war. Es war ihr Vater.

Sein Körper hatte sich zusammengekrümmt, als ob er große Schmerzen gelitten hatte, seine Hände waren zur Faust geballt, aber er war nicht todt. Seine Augen waren weit geöffnet und hatten einen schrecklichen Ausdruck, als ob er etwas Furchtbares erlebt hatte.

Neben ihm auf dem Fußboden lagen einige Papierfetzen von merkwürdiger dunkelgelber Farbe.

Margarethe stürzte sich auf ihn, ihr Herz schlug so schnell, daß das Blut ihre Adern zu sprengen drohte.

„Vater,“ schrie sie mit schmerzerfüllter Stimme. „Lieber Vater, sprich! Kannst Du nicht sprechen?“

Mit unbeweglichem, Schrecken erregenden Blick starrte er sein Kind an, kein Glied rührte sich.

„Es hat ihn irgend etwas erschreckt. Dahinter steckt ein

Geheimniß. Der Brief — hat der irgend etwas mit dem Schreck zu thun, der ihn gefaßt hat?“

Sie hob die gelben Papierstücke auf und strich sie mit ihrer Hand auseinander. Sie bemerkte, daß es Stücke eines Couverts war, aber sie gaben ihr keine Aufklärung darüber, was geschehen war. Ihr Vater folgte ihren Bewegungen noch immer mit demselben Ausdruck in seinen Augen, aber er sprach kein Wort, sondern lag wie todt auf dem Fußboden.

Und jetzt erst wurde es Margarethe klar, daß er nicht sprechen konnte und vielleicht nie mehr den Mund zu einem Wort aufthun würde. Ein Schreck hat ihm alle Willenskraft geraubt, hatte seine Zunge gelähmt. Nichts verrieth ihr die Ursache des Unglücks.

Welchen schrecklichen und seltsamen Tag hatte sie erlebt. Zuerst ihre Verzweiflung, als sie Anna sah und ebenso schnell aus dem Gesicht verlor, dann die Freude darüber, als sie erfuhr, daß Ludwig sie liebte — eine Freude, welche alles Andere auszulöschen schien; und dann der geheimnißvolle Unglücksfall, welcher ihren Vater getroffen hatte und sie mit Schrecken erfüllte, da ein Unbekannter in ihrer Wohnung gewesen war und ein furchtbares Andenken zurückgelassen hatte.

Sie half, so gut sie konnte, ihrem gelähmten Vater in einen Stuhl. Alle Willenskraft hatte ihn verlassen und er saß regungslos mit halb geöffnetem Munde und starren Augen da.

Sie läutete heftig die Glocke.

Es war schon sehr spät, und Frau Müller wurde gerade im ersten Schlummer aufgeweckt, Margarethe wollte jedoch wissen, was sich während ihrer Abwesenheit zugetragen hatte.

„Heilige Maria, haben Sie mich aber erschreckt,“ sagte die Zimmervermietherin, als sie in ein rothwollenes Umschlagetuch eingewickelt mit zerzausten Haaren erschien.

„Ich war gerade eingeschlafen, da ich schon sehr lange auf Sie gewartet hatte, denn es hat sich hier etwas Sonderbares abgespielt.“

„Oh, Frau Müller, sagen Sie mir, was? Sehen Sie nur meinen Vater.“

„Ach, lieber Herrgottt, er sieht schrecklich aus. Armer, alter Herr! Wenn er auch hin und wieder einen Tropfen zu

viel trank und kein guter Zahler war, dauert es mich doch, ihn so zu sehen — geistesabwesend, scheint es —"

„Er lag auf der Erde, als ich nach Hause kam," unterbrach Margarethe das Geschwätz der Frau. „Es scheint, daß er mit Ausnahme des Gesichts alle Sinne verloren hat. Er kann sich nicht bewegen, nicht mit mir sprechen — Sie sehen, wie erschrocken er um sich blickt."

„Sie fanden ihn auf dem Fußboden? Davon weiß ich nichts. Das stimmt zu dem Fall, den ich nach dem lauten Wortwechsel gehört habe."

Frau Müller schüttelte ihren Kopf, während Margarethe über ihre Weitschweifigkeit fast die Geduld verlor.

„Eben darum habe ich auf Sie gewartet."

„Erzählen Sie nur Alles, Frau Müller," flehte Margarethe mit kreidebleichem Gesicht.

„Ja, so war es. Ein Brief in einem gelben Couvert kam für Ihren Vater an und ich trug ihn zu ihm. Wenige Minuten, als ich ihn verlassen hatte, hörte ich — ich habe nicht gehorcht, versichere ich Ihnen — hörte ich ihn einen leisen Schrei ausstoßen und sagen: Gütiger Himmel, ist es möglich? Ich wagte mich nicht hinein, da ich nicht danach angezogen war, denn Ihr Vater trug stets ein stolzes Benehmen gegen mich zur Schau."

„Ich ging in die Küche und kaum war ich zehn Minuten dort, als es wie wahnsinnig läutete. Da ich gerade Kartoffeln für morgen schälte, schickte ich Marie hinaus, um die Thür zu öffnen, und in einer Minute kam sie zurück. Wer war es, sagte ich. Ich weiß es nicht, sagte sie. Ich habe den Mann noch niemals gesehen. Er war ganz vermummt und stürzte wie ein Habicht durch die Thür, nachdem er gefragt hatte, ob Herr v. Donnerfeld zu Hause sei. So weit war es ganz gut. Keine zwei Minuten später wollte Marie Ihrem Vater heißes Wasser bringen, kam aber mit todtenbleichem Gesicht zurück. Was ist los, Du Racker, schrie ich, da sie mir einen Stoß gab, daß ich den Besen fallen ließ."

„Oh, sagte sie, Herr v. Donnerfeld sagt so fürchterliche Dinge zu dem Fremden und der Fremde spricht mit leiser und sonderbarer Stimme und sagt, es wären alles Lügen und dann

wohl tödten? Dann hörte ich den alten Herrn einen Schrei ausstoßen und einen Fall, daß die Thür erzitterte. Ich verbarg mich in einem Winkel des Korridors und der fremde Mann stürzte hinaus wie wahnsinnig mit aufgeschlagenem Rockkragen, den Hut tief ins Gesicht gedrückt, und ich rührte mich nicht, bis sich die Thür hinter ihm geschlossen hatte."

„Wer war denn der Fremde?

„Marie weiß es nicht. Sie sagt, sie hätte ihn vorher nie hier gesehen."

„Herr v. Schönfeld kann es wohl nicht gewesen sein, sonst hätte sie ihn wohl erkannt."

„Natürlich. Außerdem hätte Ihr Vater und Herr v. Schöndorf niemals solche Worte gebraucht, sie waren ja gute Freunde. Meiner Meinung nach war etwas in dem gelben Brief, was sich auf den Fremden bezog. Das ist Alles, was ich weiß."

„Warum sind Sie nicht hineingegangen und haben nachgesehen, was mit meinem Vater geschehen war, nachdem Ihnen Marie Alles erzählt hatte?"

„Wie durfte ich," versetzte Frau Müller und warf ihren Kopf in die Höhe. „Ich kenne mein Geschäft besser. Ihr Vater ist kein Mann, der es verträgt, wenn man sich in seine Angelegenheiten mischt. Ich dachte, er hätte eine kleine Auseinandersetzung gehabt und da hätte ich doch nicht mitreden können."

„Folgen Sie meinem Rath, Fräulein Margarethe und gehen Sie zu Bett. Morgen früh hole ich einen Arzt und der wird Ihren Vater schon wieder gesund machen. Heilige Maria, das wird aber eine große Rechnung geben."

Und mit diesen Worten zog sich Frau Müller in ihr Zimmer zurück.

Margarethe stand wie betäubt da und bemühte sich für das, was geschehen war, eine Erklärung zu finden. Ihre mitleidigen Augen waren auf die zusammengebrochene Gestalt ihres einst so stattlichen und stolzen Vaters geheftet.

Wer war der Fremde? Welche schreckliche Nachricht war in dem gelben Couvert enthalten? Wo war der Brief, der sich darin befand?

Sie ergriff die kalte, feuchte Hand ihres Vaters und drückte sie.

„Lieber Vater,“ bat sie mit eindringlicher Stimme, „Du kannst nicht sprechen, so mache Dich nur wenigstens durch einen Händedruck verständlich: Hast Du den Mann, der Dich heute Abend besuchte, schon vorher gesehen?“

Sie wartete mit athemloser Spannung, aber die Finger blieben regungslos und seine Augen nahmen einen noch traurigeren Ausdruck an.

Es war auf keine Antwort zu hoffen; das Geheimniß blieb in ihm verborgen, er vermochte nicht, sich ihr verständlich zu machen.

Margarethe umfing den starren Körper ihres Vaters mit ihren Armen, und ihr leises Schluchzen tönte durch die Stille der Nacht.

6. Kapitel.

Arthur v. Schönfeld saß beim Frühstück.

Ein feiner Regen rieselte auf Wien und machte die Stadt düster und trübselig, aber in der komfortablen Wohnung Schönfelds war es warm und anheimelnd wie im Sommer.

„Johann, ist die Post schon da?“ rief er, warf die Zeitung weg und schlürfte behaglich eine Tasse Kaffee, welche einen aromatischen Geruch durch das ganze Zimmer verbreitete.

„Sie ist soeben angekommen, gnädiger Herr!“

Arthur nahm begierig die Briefe, betrachtete die Aufschriften der Couverts und warf sie bei Seite, ohne sie zu öffnen.

Der Brief, den er erwartete, war nicht dabei.

Nachdem er eine Zeit lang seinen Gedanken nachgehangen hatte, ging er an seinen Schreibtisch neben dem Fenster und warf folgende Worte auf's Papier:

Meine liebe Margarethe!

Ich muß heute Nachmittag Wien in politischen Geschäften verlassen und möchte Sie gern einige Augenblicke sprechen, bevor ich abreise. Darf ich Sie in Ihrer

Wohnung aufsuchen und um 4 Uhr eine Tasse Kaffee bei Ihnen trinken?

Ihr Freund
Arthur v. Schönfeld.

„Hier, Johann, trage dieses nach der Schikanedergasse und richte meine Befehle aus. Ich wünsche, daß Du Frau Müller und das Dienstmädchen ausfragst, wo Fräulein von Donnerfeld gestern Abend gewesen; ob sie wissen, wer der Herr war, der sie nach Hause brachte. Mache Dich schnell auf."

Als Johann gegangen war, schritt Arthur unruhig im Zimmer auf und ab. Seine Augenbrauen zogen sich zusammen, seine Lippen waren fest aufeinander gepreßt und seine Augen glänzten in versteckter List, während er bei jedem Geräusch nervös zusammenfuhr.

„Es muß etwas gethan werden und zwar bald," murmelte er. „Aus diesem Wirrwar komme ich sonst nicht mehr heraus, sondern reibe mich noch ganz dabei auf. Wenn Sie am Leben bleibt, wird Sie mich vollständig ruiniren."

„Wenn sie am Leben bleibt — wenn sie am Leben bleibt," tönte es ihm fortwährend in den Ohren. Er wurde immer unruhiger, bis er schließlich sagte: „Ich wollte, sie wäre todt."

Plötzlich machte er eine Pause in seinem Spaziergange durch das Zimmer, nahm aus einem kleinen, schwarzen Kasten einen zusammgefalteten Brief und las ihn eifrig mehrere Male, während sein Gesicht immer finsterer wurde.

„Sie wird es thun — sie hat diese Worte geschrieben und wird ihre Drohung ausführen. Himmel, wenn ich an die Folgen denke! Margarethe weiß wahrscheinlich schon Alles. Wenn die Zeitungen die Geschichte bringen, ist es mit meiner Wahl in Breitenstein aus."

„Margarethe wird mich nicht schonen, und wer auch ihr Begleiter gestern Abend gewesen sein mag, so viel ist sicher, daß sie einige Freunde hat, von denen ich nichts weiß — Freunde, welche ihr vielleicht bei ihrer Rache an mir helfen werden."

Er zerknüllte das Papier mit seinen Händen und stieß einen unterdrückten Fluch aus.

„Oh, was für ein Narr ich war. Ein Mann, der seine Carriere um ein Weib aufs Spiel setzt, verdient die Zwangsjacke. Aber ich laß sie ihre Drohungen ausführen, ich werde sie besiegen. Sie kann mich ruiniren, ich werde ihr das Herz brechen, denn die Närrin liebt mich trotz alledem."

Ein sardonisches Lachen spielte um seine Lippen, er kniff die Augen zusammen und schien den Brief mit seinen Blicken durchbohren zu wollen.

Hätte ihn Margarethe jetzt sehen können, so würden ihr viele unverständliche Dinge klar geworden sein, denn das Papier des Briefes hatte eine eigenthümlich dunkelgelbe Farbe und paßte in das zerrissene Couvert, das sie neben ihrem gelähmten Vater gefunden.

„Johann kommt zurück. Ich bin neugierig, was er erfahren hat. Ist es Alles aus oder —"

Der Satz blieb unvollendet, da der Diener eintrat.

Arthur schien äußerlich ruhig und zündete sich eine Cigarre an, innerlich aber waren seine Nerven bis zum Zerreißen angespannt, während er die ersten Worte erwartete.

„Nun, Johann?"

„Das gnädige Fräulein sagte, sie hätte keine Zeit zum Schreiben, sie läßt Ihnen indessen sagen, daß es ihr unmöglich sei, den gnädigen Herrn zu sprechen."

„So? Sonst nichts?"

Johann grinste, er hatte augenscheinlich noch andere Neuigkeiten.

„In der Schikanedergasse ist es gestern Abend sehr lebhaft hergegangen, gnädiger Herr!"

„Heraus mit der Sprache. Was ist los?"

„Als Fräulein v. Donnerfeld gestern Abend nach Hause kam — Niemand weiß, wo sie gewesen ist und ob ein Herr sie nach Hause gebracht hat — als sie also nach Hause kam, fand sie ihren Vater regungslos auf dem Fußboden liegen."

„Bewußtlos?"

„Nein, gnädiger Herr, aber jedes Glied war ihm gelähmt wie von einem schrecklichen Schlag."

Arthur erwiderte nichts, aber seine zusammengekniffenen Augen funkelten wie die einer Katze.

„Er kann keinen Finger rühren, kein Zeichen geben und starrt nur vor sich hin. Er soll schrecklich aussehen, sagen sie."

„Kann — er — nicht — sprechen?" fragte Arthur mit tonloser Stimme und unterdrückte nur mit Mühe seine außerordentliche Erregung.

„Keine Silbe, gnädiger Herr!"

„Hast Du gehört, was die Ursache des Schlaganfalles ist?" —

„Das Dienstmädchen ist ganz voll davon und hat mir die ganze Geschichte mit allen ihren Details erzählt," versetzte Johann mit verschmitztem Lachen, während er seine Mütze in der Hand drehte.

Nun ließ er die Erzählung Marie's über den unbekannten Besucher folgen und theilte Arthur mit, was sie in dem Zimmer des Herrn v. Donnerfeld gehört hatte.

„Sie ist wahrscheinlich vollständig davon überzeugt, gnädiger Herr, daß sie einen Geist oder den Teufel selbst gesehen hat."

„Das ist sehr seltsam," meinte Arthur. „War heute Morgen Jemand bei Fräulein v. Donnerfeld?"

„Nicht, daß ich wüßte, gnädiger Herr. Ich konnte nicht hinaufgehen, da der Arzt dort war. Ich glaube nicht, daß noch ein Anderer da war."

„Hast Du gehört, was der Arzt gesagt hat?"

„Ja — es ist aus mit dem alten Mann. Er kann nur noch sehen, sonst ist er so gut wie todt, denn er ist stumm und hilflos wie ein neugeborenes Kind."

Nachdenklich klopfte Arthur die Asche von seiner Cigarre.

„Wie traurig! Du kannst jetzt gehen, Johann."

Johann senkte demüthig seinen Kopf und verließ das Zimmer.

Als er die Thür hinter sich hatte, stand er still, faßte sich vergnügt an seiner Nase und zwickte mit den Augen.

„Sehr seltsam — sehr traurig — das ist Alles, was Du sagst? Ich traue Dir nicht und glaube, man muß Dich ein wenig überwachen. Das kann sich mal bezahlt machen."

Um keinen Augenblick ungenutzt verstreichen zu lassen, ließ sich Johann geräuschlos auf ein Knie nieder und sah mit einem Auge durch das Schlüsselloch. Er konnte seinen Herrn genau sehen. Arthur hatte seinen Kopf gesenkt, hielt aber seine Cigarre noch in den Fingern und lachte leise vor sich hin. Es war ein fröhliches und triumphirendes Lachen, welches befriedigte Rache kundgab.

Plötzlich ließ er seine geballte Faust auf den Tisch fallen.

„Der Teufel hilft seinen Leuten," hörte ihn Johann murmeln und dann lachte er wieder.

Als der Diener aufstand, erfaßte ihn ein Schauder.

„Ich habe immer gewußt, daß er grausam ist, aber für so grausam habe ich ihn doch nie gehalten."

In diesem Augenblick ertönte die elektrische Glocke an der Hausthür und Johann schlich sich schnell von der Thür seines Herrn fort.

„So früh schon ein Besucher und wie es scheint ein unerwarteter," dachte er, als er eilig die Thür öffnete.

Eine junge Dame von hoher Gestalt mit dicht verschleiertem Gesicht und mit einem langen, schwarzen Mantel bekleidet, begehrte Einlaß.

7. Kapitel.

Johann nahm eine demüthige Haltung an und wartete, bis die fremde Besucherin sprechen würde.

Das Licht des Novembermorgens, durch die trübe Luft etwas gedämpft, fiel auf die schön gestalteten Gesichtszüge, welche durch einen dichten Schleier verhüllt waren. Johann glaubte, die Dame schon irgendwo gesehen zu haben.

„Herr v. Schönfeld wohnt hier?"

„Jawohl, hm!"

„Ist er zu Hause?"

„Jawohl, hm. Wollen Sie ihn sprechen?"

Sie schien keine Lust mehr zum Sprechen zu haben, sondern nickte nur mit dem Kopf und trat in den Hausflur.

„Bitte, warten Sie hier, ich will den gnädigen Herrn benachrichtigen," sagte Johann.

Sie machte mit ihrer schmalen, fein behandschuhten Hand eine abwehrende Bewegung und erwiderte mit seltsam vibrirender Stimme:

„Wenn Herr v. Schönfeld beim Frühstück ist, werde ich ihn ohne Weiteres aufsuchen. Sie brauchen mich nicht anzumelden. Ich glaube — er — erwartet mich in geschäftlichen Angelegenheiten."

„Der gnädige Herr ist noch beim Frühstück — erste Thür rechts — hm!"

Sie rauschte an ihm vorbei ins Zimmer.

Johann hörte von seinem Herrn einen halb unterdrückten Ausruf und dann war es einige Augenblicke ganz still.

Plötzlich ertönte ein heftiges Glockenzeichen und Johann, welcher sich mit dem ernsthaftesten Gesicht von der Welt meldete, fand seinen Herrn mit bleichem Gesicht und gerunzelter Stirn, während er eine Papierrolle in der Hand hielt.

Die Dame stand, noch immer verschleiert, am Kamine und stützte sich mit ihrer kleinen glänzenden Stiefelspitze auf das Gitter desselben.

„Nimm diese Rechnungen und bezahle sie. Vor 12 Uhr will ich Dich hier nicht sehen. Sage dem Laufjungen, ich sei für Niemanden zu Hause. Hast Du verstanden?"

„Zu Befehl, gnädiger Herr," versetzte Johann, nahm die Banknoten und Rechnungen aus seinen Händen und zog sich dann zurück.

„Hm! Er ist wüthend auf mich, weil ich die Dame hineingelassen habe, ohne sie anzumelden. Sie hat ihn außer Fassung gebracht. Er hat sie augenscheinlich nicht erwartet."

Als er sich langsam in seinen Mantel begab, nahmen seine Gedanken eine andere Richtung.

„Donnerwetter, ich glaube, das ist dieselbe Dame, mit welcher er in den Faubourgs von Paris spazieren fuhr; die Dame, welche in Passy wohnte. Ich erkenne sie an der könig-

lichen Haltung ihres Kopfes. Nun, hoffentlich macht sie ihm die Hölle ordentlich heiß.“

Mit diesen Worten machte er sich auf den Weg.

Unterdessen hatte im Zimmer Arthur's Besucherin den Schleier zurückgeschlagen, wobei sie ein Antlitz enthüllte, das zu den schönsten gehörte, welche die Sonne jemals beschienen hatte. Das Haar, welches sich in natürlichen Locken um ihr Haupt ringelte, war von jener seltenen hellblonden Farbe, wie man es gewöhnlich nur bei ganz kleinen Kindern findet; ihre Augen leuchteten gleich persischen Turkisen in tiefem Blau. Sie war so blaß wie eine weiße Rose.

Ihre Haltung, die sanfte Ruhe ihres Gesichtes und die weißen, zarten Hände, von welchen sie die Handschuhe abgezogen hatte, deuteten auf eine vornehme Geburt. Sie sah wie eine Prinzessin aus.

Es war Anna v. Donnerfeld.

„Du bist überrascht, daß ich Deinen Befehl mißachtet und hierhergekommen bin?“ fragte sie mit einer vor Erregung zitternder Stimme, während die Augen einen mißtrauischen Ausdruck annahmen.

„Nein, ich wundere mich über Dich überhaupt nicht mehr,“ versetzte er finster. „Aber willst Du Dich, da Du nun einmal hier bist, nicht setzen? Wir wollen über Alles, was nöthig ist, verhandeln, sei aber, bitte, vernünftig.“

„Vernünftig! Ich weiß, Du fürchtest Dich vor Aufregungen und häuslichen Scenen,“ warf sie in bitterem Tone ein und beobachtete ihn mit einer Miene, in welcher Zorn, Liebe, Verzweiflung und Begierde wechselten. „Ich soll vernünftig sein, hast Du immer gesagt, Arthur; aber es ist unmöglich, wenn ich daran denke —“

Er machte mit beiden Händen eine abwehrende Bewegung und nahm auf einem Stuhle Platz.

„Du kannst Dich noch immer nicht über das Vergangene hinwegsetzen und sprichst fortwährend von dem Unrecht, das ich Dir gethan habe,“ meinte er ärgerlich.

„Oh, wie hasse ich Dich, wenn Du in solchem Tone zu mir sprichst,“ zischte es zwischen ihren kleinen Zähnen. „Du wirst mich noch bis zum Wahnsinn treiben. Nein!“ schrie sie

plötzlich auf. „Ich will Dir jetzt Alles sagen, und dann wollen wir sehen, ob Du vernünftig sein kannst.“

Sie hielt einen Augenblick inne, um Athem zu schöpfen, dann stellte sie sich trotzig vor ihm hin und sagte so leise, daß es fast wie ein Flüstern klang:

„Ich war fast wahnsinnig, als Du mich gestern Abend verließest. Ich habe die Drohung gehalten, die ich ausgestoßen habe. Als Du gegangen warst und finstere Nacht sich auf mich legte, vergaß ich Alles — nur Deine kalten, hartherzigen Lügen nicht — und rebellirte gegen Dich. Ich schrieb an meinen Vater und sagte ihm, ich wollte Alles erzählen. Den Brief habe ich ihm durch einen besonderen Boten überbringen lassen.“

Arthur sah sie nachdenklich an.

„Hörst Du?“ fragte sie.

„Fahre fort. Du hast noch mehr zu erzählen.“

„Ist das noch nicht genug? Jetzt weiß mein Vater meine ganze Geschichte — er weiß, daß Du eine Frau in Amerika hattest, als Du mir versprachst, mich heimlich zu heirathen — weiß, daß ich an Dir wie eine arme, schwache Närrin gehangen habe, trotz Deiner Grausamkeit und Treulosigkeit. Dem Himmel sei Dank,“ fuhr sie fort, indem sie die Hände zusammenschlug, „Margarethe weiß es nun auch. Ich habe sie aus Deinen Krallen gerettet.“

Sie brach in heftiges Weinen aus und warf sich in einen Stuhl.

„Oh, es war schrecklich, als ich gestern Abend ihr Gesicht sah, welches mich wie ein Geist im Dunkel der Nacht anblickte, kurze Zeit, nachdem ich meine lang verzögerte Beichte abgesandt hatte. Aber es war mir nicht möglich, mit ihr zu sprechen, ich hatte nicht die Kraft dazu!“

Arthur wurde jetzt aufmerksam, er konnte seine Furcht nicht verbergen und fragte:

„Du hast Margarethe gestern Abend gesehen?“

„Ja, ich war allein in die Oper gegangen und hatte mich einen Akt lang vergeblich bemüht, meinen eigenen Gedanken zu entfliehen. Als mich der Fiaker in mein Hotel zurückbrachte, sah ich Margarethe auf der Straße.

Sie rief meinen Namen und lief eine kurze Strecke neben meinem Wagen her. Ich war zu angegriffen, um mit ihr zu sprechen; aber ich wußte, daß sie, sobald sie nach Hause kam, den Brief sehen würde, den ich an den Vater geschrieben habe. Vielleicht wird sie heute nach mir schicken.“

Ihre Blicke trafen sich.

Wie ruhig er noch da saß, obgleich sie ihn vollständig bloßgestellt hatte. Hatte er keine Ahnung davon, daß die Geschichte von seiner Falschheit, Grausamkeit und Treulosigkeit seine ganze Carriere zerstören konnte? Hatte er keine Furcht davor?

Sie fühlte, daß sie ihren letzten Trumpf ausgespielt hatte, ohne den Sieg davongetragen zu haben.

„Nun, hast Du nichts zu sagen?“ fragte sie athemlos.

Arthur sah sie anscheinend traurig und vorwurfsvoll an.

„Ich habe Dir Einiges zu sagen unb bitte Dich, mich anzuhören und meine Worte zu beherzigen. Zunächst bitte ich Dich, mir zu glauben, daß ich Dich noch ebenso sehr liebe wie damals, als ich den Fallstricken des Schicksals trotzte, um Dich zu gewinnen.“

„Nein, nein, nein,“ rief sie bitter aus. „Du bist Du zu grausam gegen mich gewesen — zu grausam. Und Du weißt, weshalb ich nach Wien gekommen bin. Ich habe von Deiner Zuneigung zu Margarethe gehört. Der Gedanke daran machte mich verrückt. Wie kannst Du es wagen, an sie zu denken, da Du weißt, daß sie Dich tödten würde, wenn sie die Wahrheit auch nur ahnte.“

„Beruhige Dich, mein Kind,“ versetzte Arthur und zündete sich eine neue Cigarre an. „Du verstehst mich nicht, Du hast mich niemals ganz verstanden. Wegen des einen Unrechts, das ich an Dir beging, weil ich Dich grenzenlos liebte, verdrehst Du alle meine Handlungen und stellst sie stets in ein schlechtes Licht. Du hast mir Unrecht gethan. Dein Verdacht ist unbegründet.“

„Margarethe liebe ich nicht und werde es nie thun, so hübsch sie auch ist. Ich will mich jetzt vertheidigen und Dir die Wahrheit erzählen. Nachdem Du Vater und Schwester verlassen hattest, habe ich mich mit Ihnen bekannt gemacht, damit Du

immer etwas von ihnen erfahren könntest. Du hast das selbst gewünscht. Ist das nicht wahr?"

Sie saß auf einem niedrigen Stuhl und hatte ihre Kniee mit beiden Händen umfaßt. Ihre Augen waren forschend auf Arthur's Gesicht geheftet.

„Ja, das ist wahr," bestätigte sie verlegen.

„Seitdem sind wir gute Freunde geworden. Das Wort Freund besagt viel zu wenig, denn ohne mich wäre Dein Vater und Deine Schwester ohne eigenes Heim gewesen. Du weißt auch nichts davon, daß ich ihnen tausend Gulden geliehen habe, ohne zu wissen, ob ich sie jemals wieder bekommen werde. Du weißt auch nicht, daß ich nur Deinetwegen ganz Wien durchkreuzt habe, um Schüler für Margarethe zu gewinnen. Du weißt auch nicht —" mit diesen Worten ging er auf sie zu, kniete vor ihr nieder und blickte in ihre Augen — „daß Margarethe einen Anderen liebt — seinen Namen habe ich vergessen — während Du an meiner Liebe zweifeltest und mich einer Schurkerei für fähig hieltest. Ach, Anna," rief er und küßte ihre Hände leidenschaftlich, „heute ist die Nachricht aus Amerika gekommen, daß ich frei bin — jetzt sollst Du erfahren, wer mein Herz besitzt. Es gehört Dir — nur Dir — für immer."

Mit überströmender Zärtlichkeit küßte er ihre Lippen.

Anna kämpfte einen langen und schweren Kampf, als sie in seinem Herzen zu lesen suchte. Sie liebte ihn noch immer und war machtlos wie ein Kind gegen ihre eigene Liebe. Außerdem lag die Wiedergeburt ihres verfehlten Lebens in seiner Hand, er konnte ihr Ehre, Frieden und Familienleben wiedergeben. Nur er konnte das thun — und Niemand anders.

„Ich liebe Dich, Arthur. Ich will Alles thun, was Du willst," versetzte sie leidenschaftlich. „Ich glaube Dir. Warum hast Du mir nicht früher gesagt, daß Margarethe einen Bräutigam hat? Wer ist es?"

Arthur, welcher keine Ahnung davon hatte, daß er die Wahrheit sagte, erwiderte:

„Ich weiß es nicht — aber sie will sich bald mit ihm verheirathen. Sie wollte mir seinen Namen nicht mittheilen. Junge Mädchen bedecken oft dergleichen Angelegenheiten mit dem

Schleier des Geheimnisses. Ich bin ihr bester Freund gewesen, und will auch weiter nichts sein."

Anna stieß einen halb erstickten Schrei aus und lebhaftes Bedauern über das, was sie gethan hatte, ergriff sie.

„Aber der Brief, den ich an Vater schrieb und in dem ich ihm Alles erzählte. Wenn das wahr ist, was Du sagst — wenn ich Dir Unrecht gethan habe und er meine Mittheilungen benützt, um Dich zu ruiniren! Arthur, was habe ich gethan! Oh, warum warst Du nicht vorher offen gegen mich?"

Mit bittender Geberde hängte sie sich an ihn.

„Soll ich zu ihm gehen? Soll ich ihn auf den Knieen bitten, Dich zu schonen? Soll ich alle Vorwürfe auf mich nehmen? Oh, mein Liebling, ich will Alles thun, um ihn von der Rache an Dir abzuhalten."

Arthur triumphirte, als er das hörte. Das Heft war jetzt wieder in seinen Händen.

„Anna," flüsterte er und nahm das feine Gesicht, in welches Gram und Sorge zarte Linien gegraben hatte, zwischen seine Hände, „durch bloßen Zufall fiel der Brief, den Du an Deinen Vater geschrieben hast, in meine Hände, bevor er ihn öffnen konnte. Ich erkannte Deine Handschrift — ich wußte aus dem Zorn, in welchem ich Dich verlassen hatte, daß er schwere Beschuldigungen enthielt. Ich wußte vorher, wie bitter Du bedauern würdest, ihn geschrieben zu haben, sobald ich Dir Alles erzählen würde. So that ich das, was für mein Heil unumgänglich nothwendig war — ich zerriß ihn — ungelesen."

Eine freudige Röthe überzog das feine Gesicht Annas.

„Dein Geheimniß ist also noch nicht verrathen," flüsterte sie. „Lieber Arthur, ich bin froh, daß Du nicht gelesen hast, was ich geschrieben habe, denn ich war vor Schmerz und Verzweiflung außer mir, daß ich so schwere Beschuldigungen gegen Dich geschleudert hatte. Vergibst Du mir?"

„Natürlich, mein Liebling. Ich habe Unrecht gethan, daß ich vorher nicht ganz aufrichtig gegen Dich war," sagte er und küßte sie zärtlich.

„Und Vater ist wohl?"

„Vollkommen wohl und sehr glücklich. Ich werde ihm

vielleicht eine Stellung als Inspektor oder dergleichen verschaffen können.“

„Du bist gut und edelmüthig, Arthur. Wie falsch habe ich Dich beurtheilt,“ erwiderte sie mit tiefer Reue.

„Wir wollen nicht mehr davon sprechen,“ versetzte er und strich ihr sanft die Hand. „Aber wenn Du mir beweisen willst, daß ich Dein ganzes Vertrauen wiedergewonnen habe — willst Du thun, was ich von Dir verlange?“

„Alles!“

„Nun gut. Ich möchte nicht, daß Du in Wien bleibst, da es gefährlich ist; ich möchte aber auch nicht, daß Du wieder nach Passy zurückkehrst.“

Zitternd und bleich vor Schrecken erhob sie sich.

„Unser Vertrag besteht immer noch, gleichviel wo ich mich aufhalte. Ich liebe Dich von ganzem Herzen, aber unser Leben fließt getrennt dahin, bis Du mir auf ehrenwerthe Art Deinen Namen geben kannst. Du hast mich durch falsche Vorspiegelungen betrogen — ich will Dir keine Vorwürfe mehr darüber machen. Ich habe Dir das vergeben. Du hast mir versprochen, daß Du mich heirathen willst, sobald Du frei bist, aber bis zu dem Zeitpunkt muß Alles so bleiben, wie es bisher unter uns gewesen ist. Unser Leben ist durch Versprechungen, die man heilig hält, mit einander verbunden, aber jetzt sind unsere Wege noch getrennt.“

„Ich gebe Alles zu,“ erwiderte Arthur und sah sie zärtlich an, „aber ich hätte Dich gern in meiner Nähe, damit ich Dich öfter sehen kann. Dein Einfluß auf mich ist so süß und beruhigend, daß ich Dich gern während der nächsten Wahlen bei mir hätte.“

„Mein Plan ist folgender: Ich habe eine Villa in der Nähe von Schönbrunn gekauft, ein hübsches Häuschen, Mon Bijou genannt. Ich werde es niedlich und bequem einrichten lassen, damit Du dort wohnen kannst.“

„Und Du willst mich öfter besuchen?“

„Sehr oft. Ich werde ganz in Deiner Nähe wohnen. Du kannst mir bei meinem Wahlfeldzuge rathen und helfen. Wir werden viele und glückliche Tage in Mon Bijou verleben. Bist Du damit einverstanden?“

„Oh, das ist köstlich," rief sie mit leuchtenden Augen aus. „Ich will mir ein trauliches Heim schaffen. Wann kann ich einziehen?"

„In einer Woche wird es so weit sein."

Nachdem sie Alles geordnet hatte, verließ sie Arthur. Ihre Seele war ganz erfüllt von jener Zufriedenheit, welche in ihrem Herzen wohnte, ehe sie ihn kennen lernte.

Als sie in ihrem Fiaker in ihr Hotel fuhr, traten Thränen in ihre Augen. Sie sollte bald wieder glücklich sein, keine Ausgestoßene mehr, welche es nicht wagt, vor dem Angesicht ihrer jüngeren Schwester zu erscheinen; sie sollte kein elendes, verzweifeltes und von Gewissensbissenes zerrissenes Weib mehr sein. —

8. Kapitel.

„Heute sage ich für eine Zeit lang Wien Lebewohl."

Diese Worte kamen träumerisch von Annas Lippen, während sie ihre Blicke über die Dächer der schönen Kaiserstadt schweifen ließ. Sie sollte sie auf Monate nicht wiedersehen. Wie schön sah sie aus, als sie mit leichten Schritten ihr Zimmer durchmaß und ihr schweres Sammetkleid über den Teppich rauschen. Ein Hoffnungsstrahl leuchtete aus ihren Augen.

„Ich werde seinen Brief noch einmal lesen, während ich auf ihn warte. Wie glücklich bin ich und wie glücklich werde ich in Zukunft sein."

Sie holte einen Briefbogen aus ihrer Tasche hervor und las, indem sie ihren Ellbogen auf den kleinen Schreibtisch stützte, zum hundertsten Male:

Mein Liebling!

Ich habe sehr gute Nachrichten für Dich. Du hast Dich schon glücklich gefühlt, als Du den Glauben an mich wieder gewonnen hattest, aber was ich Dir jetzt mitzutheilen habe, wird Dich ebenso überraschen, wie es mich glücklich gemacht hat. Gestern Abend erhielt ich ein Telegramm aus Amerika, nach welchem die Frau, mit der ich einige Jahre sehr unglücklich lebte, vor wenigen Monaten auf Kuba gestorben ist. Der Himmel sei ihr gnädig, ich kann

sie nicht beweinen. Ich bin jetzt frei und innerhalb einer Woche sollst Du meine Frau sein. Denke daran, was das bedeutet. Ich kann Dich in die Gesellschaft als meine Gemahlin einführen. Du kannst Dich mit Deinem Vater und Deiner Schwester wieder versöhnen und alle meine Hoffnungen, Wünsche und Pläne theilen. Wir wollen heute nach Mon Bijou fahren und uns dort durch den Priester vereinigen lassen. Um drei Uhr werde ich bei Dir sein. Vorläufig bitte ich Dich, Dein Inkognito zu wahren und Dich tief zu verschleiern.

Mit tausend Küssen

Dein Arthur.

Kaum hatte sie den Brief ausgelesen, als die Thürglocke läutete. Ihr Gefühl sagte ihr, wer der Ankömmling sei, und tiefe Röthe bedeckte ihre Wangen.

Arthur trat ein.

Er sah sehr hübsch in seinem dunklen Havelock aus, welcher ihm ein kavaliermäßiges Aussehen gab. Sein Gesicht war blasser als gewöhnlich, seine Augen waren düster, Ermüdung und Zweifel blickte aus ihnen hervor.

Anna bemerkte kaum diese bedenklichen Zeichen, als sie auf ihn zueilte und ihn zärtlich umarmte.

„Arthur, es ist Alles gut geworden," flüsterte sie mit leiser Stimme. „Kein Kummer, keine Gewissensbisse, keine Vorwürfe mehr. Ich habe Deinen Brief so oft gelesen, bis ich ihn auswendig wußte."

„Und wie glücklich war ich, daß ich Dir das schreiben konnte," fügte er hinzu und küßte sie, indem er über ihr goldblondes Köpfchen mit der Hand strich. „Wenige Tage noch und werden für ewig mit einander verbunden sein!"

Sie schauderte ein wenig zusammen, als er sich ihren Umarmungen entzog und an den Kamin trat. Sein auf dem Schreibtisch liegender Brief zog ihn unwiderstehlich an und indem er ihn mit anscheinender Gleichgiltigkeit in die Hand nahm, knüllte er ihn zusammen und warf ihn in die glühenden Kohlen.

Im Augenblick war er verbrannt, ehe ihn die hinzueilende Anna dem Feuer entreißen konnte.

„Warum hast Du das gethan?“ fragte sie vorwurfsvoll. Ein dunkler Schatten löschte den Glücksschimmer in ihrem Auge aus. „Ich wollte mir den lieben Brief für immer aufheben.“

„Nein, Anna, nein. Es ist am besten, solche wichtige Privatbriefe nicht aufzubewahren. Der Brief enthält ein Geheimniß, es ist am sichersten, ihn zu verbrennen. Bist Du nun fertig, mein Liebchen?“

„Ja, ich werde dieses schwere Sammetkleid anbehalten, da die Luft feucht und unangenehm kalt ist. Ist das Haus komfortabel eingerichtet, Arthur?“ fragte sie, indem sie ihren Schleier umband.

„Sehr komfortabel. Es ist ein hübsches Nest. Du wirst eine Zofe finden, welche nur dazu da ist, Dir das Leben angenehm zu machen. Es wird Dir schon dort gefallen. Ich werde Dich dort oft besuchen und bei Dir essen. Sobald wir alle Vorbereitungen für unsere Hochzeit, die Ende dieser Woche stattfinden soll, getroffen haben, werde ich für immer bei Dir bleiben. Es ist schon einige Minuten über drei Uhr,“ sagte er mit einem Blick auf seine Taschenuhr. „Du hast nur den einen Koffer, den ich gestern vorausgeschickt habe?“

„Ja, ich habe alle meine Habseligkeiten in dem kleinen Hause in Passy gelassen.“

„Ich werde dem alten Johann meine Weisungen zukommen lassen und dem Agenten Dix in Paris die Schlüssel zum Hause zustellen.“

Als er ihr das Pelzjacket zuknöpfte, strich sie ihm zärtlich über das Gesicht und sagte: „Bist Du in der letzten Zeit in der Schikanedergasse gewesen?“

„Nein,“ antwortete er in leichtem Tone. „Ich hatte keine Zeit dazu. Du weißt, daß ich die Geschäfte des alten Schönfeld besorgen muß. In der letzten Zeit hatte ich sehr viel zu thun.“

„Armer Arthur. Du siehst ermüdet aus. Du mußt nicht zu fleißig sein, Du mußt nicht ganz in Deinen Geschäften und in der Politik aufgehen. Du weißt also nicht, wie es Margarethe und Vater geht —“

„Nein, aber wenn ihnen irgend etwas zugestoßen wäre,

hätte ich sicher davon gehört. Ich werde sie aber morgen besuchen und Dir nach Schönbrunn schreiben, wie es ihnen geht. Wir wollen jetzt gehen.“

In zehn Minuten hatten sie das Hotel verlassen, nachdem Anna ihre Rechnung beglichen hatte, und dann fuhren sie nach der nächsten Eisenbahnstation. Während der Eisenbahnfahrt war Arthur sehr lustig, doch waren seine Scherze gezwungen und sein Gesicht hatte ein geisterhaftes Aussehen.

Er vermied, so viel als möglich, Anna anzusehen, und durchflog bald Geschäftsbriefe, welche er, wie er sagte, noch nicht hatte lesen können, bald machte er seine wenig taktvollen Scherze.

„Schönbrunn.“

Der Zug hielt.

Die Laternen der Stadt leuchteten schwach durch die nebelige Luft.

„Das ging schnell; es war eine herrliche Fahrt,“ sagte sie, indem sie Arthur's Arm nahm. Er führte sie bis zu einem Fiaker.

„Steig' hinein, mein Kind. Ich werde mit dem Kutscher sprechen und dann folgen,“ sagte er in hastigem Tone.

Als sie sich setzte und Arthurs Gespräch mit dem Kutscher träumerisch mitanhörte, sah sie eine Gestalt an dem offenen Wagenschlag vorbeihuschen. Es war so dunkel, daß sie nur die Umrisse der Gestalt erkennen konnte, sie machte indessen einen unheimlichen Eindruck auf sie.

Ein unangenehmes Gefühl, welches sich mit Erstaunen mischte, ergriff sie, als sie bemerkte, daß der Vagabund Arthur heimlich grüßte und dann schnell verschwand.

„Wer war der Mensch? Er sah wie ein Räuber aus,“ fragte sie Arthur, als er sich neben sie setzte.

„Der Bursche hat in der vergangener Wochen den Garten von Mon Bijou bearbeitet. Es ist kein schlechter Mensch, man darf sich nicht nach seinem Aussehen richten.“

Sie rückte näher an Arthur heran und legte ihren Kopf auf seine Schulter.

Er war merkwürdig still und zuckte oft zusammen, indem sich seine Hände krampfhaft umschlossen. So fuhren sie durch

die Nacht auf holprigen Wegen, der Nebel wurde immer dichter.

Plötzlich erhob Anna ihren Kopf und blickte durch das Fenster. Man konnte kaum etwas in der trüben Luft erkennen. Sie seufzte und lehnte sich zärtlich an Arthurs Schulter.

„Mir ist so eigenthümlich zu Muthe. Ich fürchte mich,“ sagte sie. „Meine gute Laune ist plötzlich verschwunden — es liegt mir zentnerschwer auf der Brust.“

„Du bist müde, mein Kind,“ antwortete er, aus seinen Träumen auffahrend. „Es fehlt Dir das Abendessen.“

„Glaubst Du an Ahnungen, Arthur?“

„Unsinn! Wie blaß Du bist. Du bist wirklich sehr kindisch, Anna.“

„Du hast Recht,“ versetzte sie und bemühte sich, ihre Gefühle niederzukämpfen. „Ein unerklärlicher Schrecken ergriff plötzlich ihr Herz.“

Die Worte erstarben auf ihren Lippen und ihre weit geöffneten Augen starrten in den wallenden Nebel.

Arthur lachte auf und ergriff ihre Hände. Sie waren eiskalt, er fühlte es durch ihre Handschuhe hindurch.

„Du wirst über Deine eigenen Gefühle lachen, wenn wir erst in unserm Hause beim Abendessen sitzen,“ entgegnete er, indem er sie an sich zog.

„Sind wir bald dort?“ fragte Anna. „Es dauert ziemlich lange.“

„Wir sind schon da,“ antwortete er fröhlich, „Du kannst das Haus wegen des Nebels nicht erkennen.“

Anna blickte erstaunt um sich.

War dies Mon Bijou? Das kleine, schwarze Häuschen auf der Anhöhe, welches mit wildem Wein bewachsen und von einem ungepflegten Garten umgeben war.

„Es sieht sehr schlecht aus,“ begann Arthur, bevor sie sprechen konnte. „Haben die Diener mein Telegramm nicht erhalten? Ich werde sie auf die Beine bringen. Es ist heute so schlechtes Wetter, daß Alles übel aussieht.“

Sein Unwille schien so groß zu sein, daß Anna seine Enttäuschung nicht noch dadurch vergrößern wollte, daß sie ihm sagte, wie schrecklich ihr das Haus vorkam.

Als der Fiaker verschwunden war, stieg sie mit ihm die Treppe zum Hause hinan, indem sie ihren Arm auf seine Schulter legte.

„Es scheint ganz abgelegen zu sein?“ fragte sie und versuchte einen lustigen Ton anzuschlagen.

„Das schadet nichts, wir werden es uns schon gemüthlich machen. Es ist doch schrecklich mit den Dienern, sie haben sogar das Feuer im Vorzimmer anzuzünden vergessen.“

Er läutete heftig die Glocke.

Bevor sich die Thür schloß, sah sich Anna noch einmal nach der Landstraße, auf der sie gekommen waren, um — der letzte Blick.

Eine Zeit lang war Alles im Hause still. Von Dienern war nichts zu sehen, nirgends ein Zeichen, daß hier menschliche Wesen wohnten. Doch halt! Ein Licht bewegte sich draußen nach den Fenstern zu und beleuchtete auf einen Augenblick ein wildes Räubergesicht — das Gesicht des Mannes, den Anna auf der Eisenbahnstation gesehen hatte.

Als das Licht verschwunden war, war Alles wieder dunkel und still, während der Wind brauste und das Dach des Hauses umtobte, in welchem Anna glücklich zu sein hoffte.

Ein fürchterlicher Schrei ertönte klagend und zitternd durch das Brausen des Windes hindurch. War es nur das Brausen des Windes oder war ein menschliches Wesen in Lebensgefahr?“

Das mit Wein bewachsene Häuschen hütete sorgfältig sein Geheimniß und war still wie ein Grab.

Zehn Minuten später öffnete sich die Thür und schloß sich ebenso schnell wieder. Arthur v. Schönfeld stahl sich mit schuldbeladenem Gewissen aus dem Hause und eilte auf die Landstraße zu, auf welcher sich die Nebel zusammenballten, als wären es böse Geister.

9. Kapitel.

Als er jenen schrecklichen Schrei, welcher ihm seine Freiheit ankündigte, gehört hatte, machte er sich auf den Weg zur Eisenbahnstation, ohne sich umzusehen. Durch einen Boten

erhielt er am nächsten Morgen die Schlüssel zu dem Hause, das sein Opfer barg. Er schloß sie sorgfältig weg und versuchte Alles, was mit dem kleinen Hause und seinem Geheimniß zusammenhing, zu vergessen.

Zwei Wochen lang war er von Wien abwesend. Kein Mensch kannte seinen Aufenthalt. Er war nach Paris gereist und lebte dort in Saus und Braus, um sein Gewissen zu betäuben. Er fürchtete sich förmlich davor, mit seinen Gedanken allein zu sein.

Seine Genossen waren Männer und Frauen, welche dem Augenblick lebten. Wechsel war in dem kalten, berechnenden und seiner selbst sicheren Mann vorgegangen? Er mußte eine Schranke zwischen sich und seinem Gedächtniß errichten und daraus das Bild eines Weibes ausmerzen, dessen Schrei noch immer in seinen Ohren gellte. Konnte er diesen Schrei jemals ganz vergessen, auch wenn er hundert Jahre lebte?

Als seine Stimme erschöpft und der letzte Rest seines Gewissens vernichtet war, fuhr er nach Wien zurück. Seine Leidenschaft zu Margarethe rief ihn in seine Heimath zurück. Er sorgte dafür, daß er allein im Eisenbahncoupe blieb und konnte so ungestört die kleine Photographie betrachten, welche er ihr aus dem Album entwendet hatte.

Er war ein geborener Verbrecher, nicht werth, ihr die Schuhriemen zu lösen, aber er liebte sie bis zum Wahnsinn. Wenn es ihm nicht gelingen sollte, sie für sich zu erringen, so konnte sich seine Liebe nur in Haß verwandeln. Er mußte sie jetzt sehen, da er fühlte, daß nur die Unschuld des Mädchens seine Seele von dem Schmutz seiner dunklen Thaten reinigen konnte.

Als er in Wien angekommen war, fuhr er sogleich nach der Schikanedergasse. An einer Kirche wurde er indessen durch ein großes Wagengedränge aufgehalten, so daß Arthur ungeduldig zum Fenster hinaussah, um die Ursache des Gedränges zu erkennen.

Sein erster Blick fiel auf ein ihm bekanntes Gesicht, welches seinem Diener Johann angehörte. Mit einer Menge anderer Leute stand er auf den Stufen zur Kirchenthür mit den Händen in der Hosentasche.

„Halten Sie einen Augenblick, Kutscher," rief Arthur seinem Kutscher zu.

Es traf sich gut, daß er Johann an seine Pflicht erinnern konnte, denn er hatte es versäumt, seinen Herrn auf der Eisenbahn zu erwarten; gleichzeitig konnte er vielleicht etwas Neues erfahren. Aber Johann war verschwunden, als er an der Kirchenthür anlangte.

„Was ist hier los?" fragte Arthur einen von den Neugierigen.

„Eine Hochzeit. Das Paar wird gerade eingesegnet."

„Johann wird neugierig wie ein altes Weib," dachte er ärgerlich, als er in das Innere der Kirche trat. „Sonst pflegte er sich um Hochzeiten nicht zu kümmern."

Die Worte erstarben ihm im Munde, als seine Augen auf das Brautpaar fielen, welches soeben die Altarstufen hinabstieg, da die Trauung beendet war. Sie waren Mann und Frau.

Der Fremde, auf dessen Arm sie sich stützte, war kein Anderer als Ludwig von Jellinghausen, der ihn beleidigt hatte.

Arthur war wie vom Schlage gerührt; die Menschen, die Kirchenstühle, die Lichter führten einen wilden Tanz vor seinen Augen auf. Er mußte sich auf einen der Sitze lehnen, kalte Schweißtropfen standen auf seiner Stirn.

Sie ging ganz nahe an ihm vorüber, die soeben vermählte Frau, welche er so heiß und nun so hoffnungslos liebte.

Ihre Augen begegneten sich.

Ihr Gatte maß ihn vom Kopf bis zu den Füßen, dann sah er seine junge Frau, welche neben ihm ging, mit Blicken voll unendlicher Liebe an.

Arthur stand noch immer an den Kirchenstuhl gelehnt und bemerkte nicht, daß sich die Menschen allmählich verlaufen hatten. Er war allein mit seinen Gedanken in dem weiten Raume. Hatte er geträumt? War Alles, was er gesehen, nur eine Ausgeburt seines kranken Gehirns?

Er fuhr jäh aus seinen Gedanken auf und griff an seinen schmerzenden Kopf, welcher ihm sagte, daß Alles wahr sei. Er war in der Kirche und drei Schritte von ihm lagen einige

Veilchen, welche aus ihrem Brautbouquet auf die Erde gefallen waren.

Eine heiße Blutwelle strömte durch sein Herz. Er erinnerte sich an Alles, was er gethan hatte, um seine Wünsche durchzusetzen. Er dachte daran, wie tief er gesunken war und welche That er ausgeführt hatte, um dieses Mädchens Herz zu gewinnen.

Es war Alles nutzlos gewesen. Gestern trennten ihn Meilen von Margarethe v. Donnerfeld — heute waren sie durch zwei Welten von einander geschieden. Sie war eines andern Mannes Weib — das Weib eines Mannes, den er nur einmal gesehen hatte, an dem er Rache nehmen mußte. Jetzt mußte es noch viel süßer sein, diese Rache auszuführen.

Während er noch so mit trockenen, heißen Augen dastand, fiel sein Blick auf die Veilchen. Er zermalmte sie mit den Füßen.

„Das ist das Haus Gottes. Ich schwöre, daß Dein Glück und Deine Liebe ebenso sicher wie diese Blumen verwelken sollen. Auch Du sollst die fürchterliche Angst fühlen, die ich jetzt erdulde."

Als er die Kirche verlassen hatte, ergriff ihn ein Schauder beim Anblick des kalten, klaren Lichtes der Wintersonne.

10. Kapitel.

Es war ein aristokratisches Haus mit hohen Fenstern, welches Herr und Frau v. Jellinghausen bewohnten; ein reizendes kleines Haus, vor dem viele Wagen hielten, deren Schlag ein reich galonirter Portier öffnete.

Es war Mai. Jeder grüne Fleck in Wien blühte, die Sonne schien freundlich auf das Pflaster der Straße herab, in der das jungvermählte Paar seinen Wohnsitz aufgeschlagen hatte.

Die Flitterwochen und Honigmonde ihrer Ehe waren für Margarethe sehr glücklich gewesen. Sie hatten eine Hochzeitsreise nach Italien gemacht und die Stätten einer untergegangenen Kultur mit Fröhlichkeit im Herzen durchwandert. Es war kein

Wunder, daß alle Sorgen, welche ihr Herz bedrückten, in diesen glücklichen Tagen weichen mußten.

Ihr Herz war nicht mehr so kummervoll, wenn sie an ihre verschollene Schwester dachte; der bedauernswerthe Zustand ihres Vaters flößte ihr nicht mehr so großen Schrecken ein; Liebe, Glück und ein Leben voller Abwechselung und Freude erhellten ihr Gemüth und ließen keine trüben Gedanken mehr aufkommen.

In den ersten Tagen des Mai waren sie nach Wien zurückgekehrt und hatten dieses Haus bezogen. Die Gesellschaft hatte sich nunmehr beruhigt, daß Ludwig v. Jellinghausen ein Mädchen aus Liebe geheirathet hatte.

Frau v. Steinbach hatte sich schon an den Gedanken gewöhnt, ihre ehemalige Musiklehrerin als die Gattin ihres Bruders empfangen zu müssen, und Margarethes Schönheit, welche durch luxuriöse Toiletten gehoben wurde, machte sie zu einer der anbetungswürdigsten Damen der vornehmen Gesellschaft Wiens.

In einem freundlichen Zimmer des obersten Stockwerks wohnte ihr Vater, dem es noch immer unmöglich war, sich zu bewegen oder zu sprechen. Man hatte für ihn einen Wärter engagirt, der immer bei im war, und ihn mit allen Bequemlichkeiten umgeben.

Da er noch sehen und hören konnte, hatte Margarethe sein Zimmer mit Blumen, hübschen Gemälden und anderen Kunstgegenständen geschmückt und las ihm oftmals im Zwielicht die Zeitung vor, während sie Ludwig zum Abendessen erwartete.

In solchen Augenblicken dachte sie sehr häufig mit zärtlicher Sehnsucht an ihre Schwester Anna. Vielleicht hatte sie wieder ein fremdes Land aufgesucht. In solchen Augenblicken war der Gedanke an ihr eigenes Glück bitter für sie. Oft dachte sie auch an ihre ehemalige dürftige Lage und wie peinlich ihr die erzwungene Freundschaft mit Arthur von Schönfeld war.

Wie glücklich fühlte sie sich, als ihm Ludwig einen Check über tausend Gulden gesandt hatte; es war ihr damals, als fielen Fesseln von ihren Händen.

An einem milden sonnigen Abend leistete sie ihrem Vater wiederum Gesellschaft, um auf ihren Gemahl zu warten. Sie trug ein rosafarbenes Gewand, welches in großen Falten ihren schönen Körper umhüllte. Es dauerte heute etwas länger als sonst, ehe Ludwig kam.

Endlich trat er mit einem glücklichen Lächeln auf seinem frohen Gesicht ein und begrüßte sie mit einem Kuß und ihren Vater mit einem warmen Händedruck.

„Ich komme heute spät,“ begann er. „Die letzten politischen Ereignisse hielten mich den ganzen Nachmittag im Klub fest. Es waren mehrere Briefe von den hervorragendsten Bürgern von Breitenstein für mich angekommen. Wie die Dinge jetzt liegen, ist es möglich, daß Neuwahlen vorgenommen werden, ehe die Landtagssession beendigt ist. Der Ministerpräsident ist krank und reicht wahrscheinlich seine Entlassung ein.“ —

Dann wird der Landtag aufgelöst werden und neue Wahlen erforderlich sein. Die Breitensteiner kennen mich seit meiner Kindheit und Schloß Eisenhart, wo ich geboren bin. Obgleich ich seit Jahren nicht dort gewesen bin, denken sie oft an mich. Wir unterhielten uns im Klub sehr lebhaft über die Lage und so verging die Zeit.“

„Hoffentlich wirst Du in den Landtag gewählt. Ich sehe mich schon auf der Tribüne sitzen und Deinen Reden lauschen. Welch’ glücklicher Augenblick muß das für mich sein,“ und dabei legte sie ihren Arm in den seinen und lehnte ihr Köpfchen zärtlich an seine Schulter.

„Soll ich mich als Kandidaten für Breitenstein aufstellen lassen?“

„Ach ja?“ versetzte sie rasch und sah ihn freudig erregt an.

„Weißt Du, wen die Gegenpartei aufgestellt hat?“

„Nein,“ entgegnete sie.

„Arthur v. Schönfeld!“

„Wirklich?“ versetzte sie mit Verwunderung. „Ich hatte ja ganz vergessen —“ setzte sie nachdenklich hinzu, während ein leichter Schatten des Verdrusses über ihr Antlitz flog.

Bei ihrem Gespräche verloren sie Herrn von Donnerfeld

ganz aus den Augen. Hätten sie auf ihn geachtet, so würden sie bemerkt haben, wie seine trüben Augen bei der Nennung dieses Namens einen drohenden, rachsüchtigen und haßerfüllten Ausdruck annahmen.

„Ich werde mich in den Wahlfeldzug stürzen,“ sagte Ludwig belustigt, „selbst wenn ein Schönfeld mein Gegner ist. Ich freue mich sogar darüber. Wir wollen jetzt zu Abend essen und auf meinen Erfolg und die Niederlage Deines alten Feindes anstoßen.“

Hinter dem zu ebener Erde befindlichen Speisezimmer lag ein kleines Musikzimmer, welches buntfarbig erleuchtet war und sein Licht mit dem Kerzenschein des einladend arrangirten Speisetisches mischte.

Auf Ludwigs Platz lag ein Haufen Briefe.

„Wie reizend es ist,“ meinte er, indem er einen Brief öffnete, „wenn man so zu zweien zu Abend essen kann. Man liest die Briefe, spricht mit Dir, mein Liebling, über ihren Inhalt und tauscht mit Dir zwischendurch Küsse aus. Wir sind ein glückliches Paar.“

Als Karl den Kaffee gebracht und das Zimmer verlassen hatte, zündete sich Ludwig eine Cigarre an und öffnete einen Brief nach dem andern.

„Ah, der ist ja von Ignaz Kroll, meinem früheren Diener — einem der erbärmlichsten Wichte.“

Margarethe stützte sich auf ihren Ellbogen und betrachtete nachlässig das Gesicht ihres Gatten, welches zuerst einen ungläubigen und verächtlichen Ausdruck annahm und dann sehr erregt wurde.

„Sein Brief scheint Dich in Zorn zu bringen,“ bemerkte Margarethe einigermaßen erstaunt.

„Ja — so ein frecher Bursche. Schon wieder Drohungen — Drohungen von ihm!“

Sein Gesicht wurde so weiß wie das Tischtuch.

Er knüllte den Brief zusammen, hielt ihn über ein Licht und zündete sich seine Cigarre wieder damit an.

„Welche Art sind seine Drohungen, Ludwig? Will er Dich tödten?“ fragte sie lächelnd.

„Er ist kein Italiener — wir sind hier in Wien, der Dolch spielt hier keine Rolle. Was schreibt er?"

Ludwig gerieth in große Bestürzung.

„Ich weiß nicht, wie viel er weiß oder zu wissen glaubt," versetzte er mit unsicherer Stimme. Er wurde noch verlegener, da er zu viel gesagt zu haben glaubte.

Margarethe fühlte, daß sich eine Schranke zwischen ihr und ihrem Gatten erhob. Schon einmal hatte sie dieses Gefühl gehabt, als er die Insel Capri eilig verließ und sie dann einige Tage in Rom allein ließ, da er einige Briefe erhalten hatte, welche ihn nach Capri zurückriefen.

Von dem Inhalt dieser Briefe hatte er ihr niemals eine Mittheilung gemacht. Die Erinnerung an diesen Vorgang war sehr bald in ihrem Gedächtniß verblaßt, aber jetzt mußte sie wieder daran denken.

Was war das, was der frühere Diener ihres Mannes „zu wissen glaubte"? Welche Vorgänge aus seiner Vergangenheit konnte der Diener gegen seinen Herrn so ausnützen, daß er ihm seine Forderungen sogar brieflich zu stellen wagte? Woran dachte jetzt ihr Mann, wo er neben ihr mit erbleichtem Gesichte saß.

„Warum hast Du den Menschen entlassen," fragte sie nach einer kurzen Pause.

„Weil er frech war und ich ihn im Verdacht hatte, mich bestohlen zu haben," antwortete er leise und ingrimmig.

„Du hast mir noch niemals von ihm erzählt, Ludwig. Wann hast Du ihn entlassen?"

„Oh, während ich reiste — im vergangenen Jahr," versetzte er nachlässig. „Ich schöpfte Verdacht gegen ihn, als er Capri verließ."

Margarethe ließ ihren Löffel klirrend auf den Tisch niederfallen.

In diesem Augenblick trat Karl ein und meldete Ludwigs Rechtsanwalt, welcher ihn zu sprechen wünschte.

Als er sich eilig erhob, war es ihr, als freue er sich über diese Unterbrechung. Im Hinausgehen sagte er zu seiner Frau:

„Meine Geschäfte mit ihm werden schnell erledigt sein.

Wenn es Dir angenehm ist, mein Kind, gehen wir dann ins Theater.“

Capri! Welchen Wiederhall diese beiden Silben in ihrem Geiste fanden, als sie allein war. Mit verstörtem Gesicht erhob sie sich und trat unwillkürlich an den Stuhl heran, wo Ludwig gesessen hatte.

Dort, dicht am Teller lag ein verkohltes Stück von dem verbrannten Briefe des Dieners.

Sie war sich kaum bewußt, was sie dazu bewog, die Fetzen aufzuheben und die wenigen Buchstaben, welche auf das Papier gekritzelt waren, zu betrachten.

Sie war aufs Aeußerste betroffen.

„— weiß es — am besten für Sie — Capri —“ stand dort auf dem Papier.

„Er erzählt niemals von dieser Reise,“ murmelte sie, indem ein Gefühl von Furcht sie beschlich. „Mein Mann hütet ein Geheimniß, das ich nicht wissen darf.“

11. Kapitel.

Als Ludwig das Speisezimmer wieder betrat, fand er sie in Gedanken versunken auf den Fußboden starrend. Als er fröhlich und mit liebendem Blick auf sie zueilte, kehrte ihr Vertrauen zu ihm wieder zurück.

Solches Aussehen konnte kein Verräther haben. Augen, wie die seinen, konnten nicht lügen. Er war aufrichtig, weder ein Geheimniß, noch unerklärliche Worte konnten eine Schranke zwischen ihnen aufrichten. Er sollte ihr Alles erzählen.

„Hast Du Lust auszugehen, Margarethe,“ fragte er, indem er ihr Gesicht beim Kinn nahm und sie mit zärtlichen Blicken betrachtete. „Willst Du ins Theater oder in die Oper gehen?“

„Wollen wir heute Abend nicht lieber zu Hause bleiben?“ flüsterte sie, ihn zärtlich umfassend.

„Du bleibst lieber zu Hause! Das freut mich. Wir sind so selten einen Abend allein. Ich wollte Dich nicht darum bitten.“

„Komm', wir gehen in Dein Arbeitszimmer. Während

Du eine Cigarre rauchst, werde ich Dir vorlesen oder Du kannst mir von Deiner italienischen Reise im vorigen Jahre erzählen."

Ihr Herz schlug heftig, als sie die letzten Worte sprach. Wie wird er sie aufnehmen? Was wird er sagen? Werden alle ihre Zweifel verschwinden?

Als sie ihn ansah, bemerkte sie, daß sich sein Gesicht plötzlich verändert hatte. Sie wurde von Neuem argwöhnisch und fühlte, daß er nicht mehr an sie dachte, sondern daß Erinnerungen an seinem geistigen Auge vorüberzogen, von denen sie nichts wußte.

„Ludwig," bat sie plötzlich mit zitternder Stimme, „Du darfst keine Geheimnisse vor mir haben. Erzähle mir, was dieser Ignaz Kroll weiß."

Bei diesen Worten stutzte er und sah sie mit einem halb vorwurfsvollen und halb bittenden Blick an.

„Margarethe," versetzte er mit schmerzlicher, aber ruhiger Stimme, „vertraust Du mir nicht?"

„Ja, ja," entgegnete sie leidenschaftlich, „ich vertraue Dir. Aber, lieber Ludwig, warum darf ich nicht Deinen ganzen Lebenslauf kennen? Du kannst mir doch Alles erzählen."

„Ich wünschte, ich könnte es," versetzte er und ließ sich auf einen Stuhl nieder, indem er die Ellbogen auf seine Kniee stützte und das Gesicht mit den Händen bedeckte.

„Du kannst es doch. Laß mich in Deinem Herzen wie in einem aufgeschlagenem Buche lesen, Ludwig. Ich möchte alle Deine Kümmernisse, Deine Sorgen und Deine Sünden — wenn Du welche hast — kennen lernen. Ich werde Dich deshalb nicht verurtheilen — aber erzähle mir Alles."

„Warum glaubst Du, daß ich irgend etwas Unehrenhaftes vor Dir zu verbergen habe?" fragte er leise.

„Nein, das nicht, aber laß mich Deine Sorgen theilen. Verlange ich zu viel? Wenn Du mich so liebst, wie ich Dich liebe, ist es nicht zu viel."

Er nahm sie bei den Händen und legte sie auf seine Brust. Sein Blick war finster und hoffnunglos.

„Es ist ein Jahr in meinem Leben, von dem ich nicht

sprechen darf,“ versetzte er mit dumpfer Stimme. „Selbst zu Dir nicht.“

Eisige Kälte überzog ihr Herz; es war ihr, als riß Jemand sie von ihrem Gatten.

„Du würdest Dich sicher nicht glücklich fühlen, wenn ich mich ebenfalls in geheimnißvolles Schweigen hüllen würde,“ meinte sie, indem sie ein eifersüchtiges Gefühl niederzukämpfen suchte.

„Ich habe keine Geheimnisse vor Dir,“ antwortete er und sah sie ernst und gedankenvoll an.

„Wie willst Du denn sonst dieses Schweigen über ein Jahr Deines Lebens, von dem Du nicht sprechen darfst, nennen?“

„Ich habe kein Geheimniß,“ versetzte er nochmals mit ernster Stimme und fügte mit einem schweren Seufzer hinzu: „Das Geheimniß gehört einem Anderen.“

„Aber Du theilst es,“ warf sie rasch ein.

„Ja, ich allein auf der Welt.“

„Ein Geheimniß, das Du Deiner Frau nicht mittheilen kannst.“

Ihr Gesicht war ganz blaß geworden, die ersten Wolken verdunkelten es.

„Du hast Recht.“

Er erhob sich und legte seine Hand auf ihre Schulter.

„Ein Geheimniß, das für einen Anderen solchen Werth hat, daß ich keinem Menschen eine Mittheilung davon machen darf.“

„Das ist sehr seltsam,“ meinte sie kühl. „Du mußt dieser anderen Person sehr lieb sein, Ludwig.

Er schwieg, aber seine Geberden drückten eine stumme Bitte aus.

„Glaube an mich,“ sagte er. „Zeige mir, daß Deine Liebe groß genug ist, das Schweigen, das mir zur Pflicht gemacht ist, zu ertragen. Mehr darf ich Dir jetzt nicht sagen. Du sollst eines Tages wissen, warum. Ich liebe Niemanden als Dich auf der ganzen Welt. Mein ganzes Herz, mein ganzes Leben gehört Dir, mein Kind. Glaube an mich trotz des Geheimnisses, wie Du es nennst. Was ist die Liebe,

wenn sich ihr kein Hinderniß, kein Schatten und kein Mißverständniß entgegenstellt? Ohne dem ist die Liebe nichts. Aber wenn sie trotz scheinbarer Gegenbeweise glaubt, dann wird sie himmlisch — das schönste Gefühl, welches das menschliche Herz kennt.“

Seine Worte beruhigten sie und träufelten Balsam auf ihr empfindliches und eifersüchtiges Herz.

„Ich glaube Dir,“ flüsterte sie und sah ihm tief in die Augen. „Du kannst mich nicht belügen. Ich fühle es. Vergib mir, daß ich Worte gesprochen habe, die Dir Schmerz bereitet haben.“

Auf diese Weise schloß sich der erste Riß, welcher ihr glückliches Eheleben zu zerreißen drohte.

Am nächsten Morgen frühstückten sie in bester Harmonie miteinander.

Margarethe sah in ihrem duftigen Morgenkleid von weißem Mull wie ein Frühlingstraum aus, während sie eine Chrysanthemumblüthe daran befestigte.

„Ich werde heute nach Breitenstein fahren,“ sagte Ludwig nach dem Frühstück. „Ich will unser altes Schloß dort besichtigen, da wir unseren Sommeraufenthalt dort nehmen wollen. Wir bleiben dort, bis die Jagd eröffnet wird. Wir sollen Frau v. Steinbach im August besuchen.“

„In Breitenstein soll es im Hochsommer entzückend sein. Schloß Eisenhart ist ein hübsches, altes Nest, wir wollen dort möglichst viele Gesellschaften geben.“

„Das wird entzückend werden! Wie stolz will ich sein, wenn Du erst in den Landtag gewählt bist.“

„Wenn ich aber bei der Wahl unterliege,“ versetzte er. „Man muß sich vor Arthur v. Schönfeld als Gegner in Acht nehmen — der Zweck heiligt bei ihm die Mittel.“

Nachdem ihr Mann das Zimmer verlassen hatte, versank Margarethe in tiefe Gedanken.

Sie zog im Geiste eine Parallele zwischen Einst und Jetzt. Wie lange war es her, daß sie hoch zu Roß gesessen hatte, und jetzt sollte sie auf Schloß Eisenhart wieder ein Pferd besteigen! Wie wollte sie auf dem alten Herrensitze in fröhlicher Weise ihr Leben genießen!

Ihre Reflexionen wurden durch den Eintritt Karls unterbrochen, welcher einen unsauberen Brief zwischen seinen Fingerspitzen hielt, als fürchte er, sich damit zu beschmutzen.

„Ein Junge hat für die gnädige Frau einen Brief abgegeben," sagte er, indem sein korrektes Gesicht einen neugierigen und erstaunten Ausdruck annahm.

Margarethe betrachtete den befleckten, braunen Umschlag, der ihren Namen trug, und wurde weiß wie ihr Morgenkleid.

„Für mich?" fragte sie athemlos und erhob sich widerstrebend.

Sie erkannte die Handschrift, es war die des früheren Dieners ihres Gatten — Ignaz Krolls Handschrift. Was wollte er von ihr?

12. Kapitel.

„Du kannst gehen. Wartet der Bote auf Antwort?"

„Nein, gnädige Frau; der Junge sagte, er würde in zehn Minuten wiederkommen."

„Gut!"

Als Margarethe wieder allein war, legte sie den Brief auf den Arm des großen Lehnstuhles und betrachtete ihn in großer Erregung. Wahrscheinlich enthielt dieser besudelte Umschlag das Geheimniß, welches ihren Gatten beunruhigte. Sie hatte ihm versprochen, nicht mehr daran zu denken, aber war das möglich?

Sie fühlte, daß ihr Verlangen, die Wahrheit zu erfahren, immer noch sehr groß war. War es nicht möglich, daß eine andere Frau aus der Ferne ihr Glück bedrohte? Ihr Herz zitterte bei diesem Gedanken.

Ludwig war sicherlich nicht treulos und doch konnte sie kaum der Versuchung widerstehen, dem Geheimniß auf den Grund zu gehen.

Zweimal streckte sie ihre Hand nach dem Briefe aus und ebenso oft zog sie diese wieder zurück.

„Wenn ich ihn lese, werde ich vielleicht mein Glück zerstören und grenzenlose Qualen dafür eintauschen. Und doch

sagte er, daß er mich liebt, und fragte mich, ob ich ihm vertraue. Darf ich ihm trotzdem mißtrauen?“

Sie fiel auf ihre Knie nieder und legte ihr Haupt wie ein ermüdetes Kind auf den Lehnstuhl.

„Ich könnte ihn nicht mehr lieben, wenn ich wüßte, daß er mich belogen hat,“ kam es leise von ihren zusammengepreßten Lippen. „Warum beunruhigt mich das Alles so? Ich muß jetzt wissen, ob mein Mann die Wahrheit gesagt hat oder nicht.“

Während sie noch mit sich kämpfte, hörte sie die Glocke der Hausthüre läuten — der Bote war gekommen, um sich die Antwort zu holen.

Sie mußte sich jetzt entscheiden. Sollte sie den Brief lesen, den der Feind ihres Mannes geschrieben hatte?

Zitternd sprang sie auf, ihre feuchten Augen leuchteten in seltsamen Glanze. Sie glaubte Ludwigs Stimme zu hören, welche seine gestrigen Worte wiederholte, als er sie bat, ihm auch ohne weitere Versicherungen Glauben zu schenken.

„Was ist die Liebe, wenn sich ihr keine Hindernisse, kein Schatten und kein Hinderniß entgegenstellt? Ohne dem ist die Liebe nichts. Aber wenn sie trotz scheinbarer Gegenweise glaubt, dann wird sie himmlisch — das schönste Gefühl, welches das menschliche Herz kennt.“

Wie tief rührte sie die Erinnerung an diese edlen Worte! Sie hatte ihm diese Liebe zugesichert und jetzt war sie beim ersten Anprall erschüttert worden.

„Ich will ihm glauben,“ versetzte sie mit freudigem Lächeln.

Sie setzte sich an den kleinen Schreibtisch in der Ecke des Zimmers, nahm ein Couvert und schrieb darauf: „Herrn Ignaz Kroll.“

Darin schloß sie seinen ungeöffneten Brief ein und übergab ihn dem gerade eintretenden Karl.

„Der Bote ist soeben zurückgekehrt,“ meldete er in kerzengerader Haltung.

„Hier ist die Antwort,“ erwiderte Margarethe entschlossen. „Sage dem Jungen, er soll das wieder zurücktragen und

bestellen, es bedürfe keiner weiteren Antwort. Er solle nicht wieder schreiben.“

„Zu Befehl, gnädige Frau.“

Karl war augenscheinlich froh, eine solche Antwort dem ungerufenen Boten geben zu können und zog sich diensteifrig zurück.

Zu dem an der Hausthür wartenden Jungen sagte er von oben herab: „Bestell' dem Burschen, der Dich gesandt hat, er soll nicht wieder schreiben.“

„Schön. Dann brauche ich wenigstens Dein Gesicht nicht wiederzusehen,“ versetzte der Junge und riß schnell aus, um der Rache Karls zu entgehen.

An der nächsten Haltestelle kletterte er in einen Omnibus, welcher ihn eines der verrufensten Stadtviertel Wiens trug. In der Nähe einer kleinen Spelunke sprang er vom Wagen ab und trat in die Wirthschaft.

Im Gastzimmer stand etwa ein Dutzend Männer, welche Bier tranken und dazu ihre Pfeifen schmauchten, während sie sich über Politik und allerlei Klatschgeschichten unterhielten. Seitwärts von ihnen saß ein Mann mit aufgestützten Ellbogen. Er hatte seinen Hut tief in das Gesicht gezogen und seine Augen starr auf einen Dachshund gerichtet, der zu seinen Füßen lag.

„Hier bin ich, Herr,“ sagte der Junge, als er an ihn herantrat.

„Das hat sehr lange gedauert,“ antwortete der Mann und heftete seine Augen finster auf den Jungen. „Du hast keinen Kreuzer verdient, aber ich will Dir den Zehner geben, den ich Dir versprochen habe. Ich bin ein Mann von Wort.“

Als er allein war, lehnte er sich auf seinem Stuhle zurück und betrachtete das feine mit einem Wappen verzierte Couvert mit großer Genugthuung.

„Ha — ha,“ kicherte er. „Ich wette, meine geheimnißvolle Warnung hat eingeschlagen. Ich wette, in Frau von Jellinghausens niedlichem Kopfe wirbelt es vor Erstaunen und Angst. Ja, wenn man ein Weib eifersüchtig machen kann, bekommt man es in seine Gewalt. Wir wollen sehen, was sie antwortet. Ihre Antwort wird anders lauten, als der

grobe, unverschämte Brief ihres Mannes, den ich heute Morgen erhielt."

Er öffnete den Umschlag und zog seinen eigenen Brief heraus.

„Verdammt," fluchte er. „Sie würdigt mich keines Wortes. Sie will ihre aristokratischen Finger mit meinem Briefe nicht beschmutzen."

Zitternd vor Wuth sah er auf, der Junge stand wieder vor ihm.

„Ich habe zu bestellen vergessen, daß der Mensch, der die Thür öffnet, gesagt hat, die Dame wolle nichts mehr von Ihnen hören."

„Von wem wußte sie, daß der Brief von mir ist — sie hat ihn ja nicht geöffnet? Hast Du erzählt, wer Dich geschickt hat?"

„Nein, das stand ja im Briefe. Ich bin noch einmal zurückgekommen, weil ich dachte, es würde Sie interessiren, daß die Dame nichts mehr von Ihnen hören will."

Mit höhnischem Grinsen verschwand der Junge.

„Jetzt weiß ich, wie das kommt," murmelte Ignaz Kroll nach langem, vergeblichem Nachdenken. „Jellinghausen hat ihr erzählt, daß ich ihm gedroht habe, und hat ihr vielleicht meinen Brief gezeigt. Aber ich wette meinen letzten Kreuzer, er hat ihr sicher nicht erzählt, was ich weiß. Das ist Pech. Ich muß sehen, wie ich ihr die Sache auf andere Weise beibringen kann."

„He, Kroll, wie geht es Dir? Bist Du schon wieder zurück?"

So wurden seine Gedanken plötzlich unterbrochen. Als er aufblickte, bemerkte er seinen alten Freund Johann, den Diener Arthur v. Schönfelds.

„Grüß' Gott, alter Bursche. Hast Du eine gute Stellung?"

„Eine sehr gute. Und wie steht es mit Dir?"

„Ich sehe mich nach Arbeit um, kann aber nichts finden."

„Wir wollen ein wenig plaudern, ich halte Dich frei."

Sie setzten sich zusammen an einen Tisch und tauschten ihre Neuigkeiten aus. Johann unterhielt seinen Kumpan nach

Dienerart mit Erzählungen aus dem Leben seines Herrn und zeigte ihm deutlich, daß er stolz darauf sei, einem so hervorragenden Manne dienen zu können.

„Abgeordneter für Breitenstein?“ fragte Kroll mit zusammengekniffenen Augen, da plötzlich ein Gedanke durch sein Hirn blitzte. „Du weißt sicher, wer bei der nächsten Wahl sein Gegenkandidat wird.“

„Wie ich gehört habe, soll es Herr v. Jellinghausen sein. Wenn er gewinnen sollte, würde mein Herr niedergeschmettert sein. Nicht weil er sein politischer Gegner ist, sondern weil er die Absicht hat, ihm seine Frau abspenstig zu machen.“

„Wie so? Erzähle mir,“ warf Kroll ein.

„Nun, die Dame, welche jetzt Frau v. Jellinghausen ist, würde Frau v. Schönfeld geworden sein, wenn mein Herr seine Absichten erreicht hätte.“

„Donnerwetter, ist das wirklich so? War er sehr verliebt in sie?“

„Nun,“ versetzte Johann und nahm seine Pfeife bedächtig aus dem Munde, „er war vernarrt in sie, das ist Alles. Ich sage Dir, er hat sich seit ihrem Hochzeitstag sehr verändert.“

Ignaz Kroll rückte näher an ihn heran und flüsterte ihm ins Ohr:

„Wenn ich Dich recht verstehe, haßt Herr von Schönfeld den künftigen Abgeordneten von Breitenstein ganz gründlich?“

„Er haßt ihn wie die Sünde.“

„Würde er wohl einige Mittheilungen über seinen Nebenbuhler mit einem hübschen kleinen Sümmchen bezahlen?“

„Warum? Weißt Du etwas von ihm?“ fragte Johann hastig.

„Was ich von ihm weiß, ist sehr wichtig. Ich war Jahre lang sein Diener. Er spielt ein gewagtes Spiel und fürchtet mich. Ich werde Deinen Herrn aufsuchen, um mit ihm einige Worte zu sprechen.“

„Schön. Du kannst auf mich zählen. Komme so um 6 Uhr zu mir. Um diese Zeit ist er gewöhnlich zu Hause. Soll ich ihm etwas sagen?“

„Das kannst Du. Aber sage ihm weiter nichts als meinen Namen und daß ich ihn über eine Angelegenheit sprechen will, die sehr wichtig für ihn ist."

„Und was erhalte ich für meine Mühe? Ob er Dich empfängt, hängt nur von mir ab. Ich brauche ihm nur zu sagen, daß Du ein Taugenichts bist," meinte Johann, indem er sich zum Aufbruch anschickte.

„Ich gebe Dir ein Fünftel von dem, was ich aus ihm herausschlage. Das ist ein reelles Geschäft, nicht wahr? Also auf sechs Uhr."

18. Kapitel.

„Was, Sie haben noch niemals am Opernring den Kaffee eingenommen? Diesen Fehler in Ihrer Erziehung müssen Sie sofort gut machen, meine Liebe. Ziehen Sie Ihren schönsten Mantel an und kommen Sie."

So sagte Frau v. Steinbach zu Margarethe, als sie ihre Schwägerin um drei Uhr desselben Tages in ihrem Boudoir aufsuchte.

Ihre Lieblingsblume war das Veilchen, sie hatte Veilchen in ihrem Gürtel, auf ihrem großen Hute und an ihrem Spitzen-Sonnenschirm.

„Das ist ja herrlich," rief Margarethe erfreut aus.

„Wir werden dort eine ganze Reihe von Landtags-Abgeordneten treffen. Bei ihrem Kaffee sind sie stets derselben Meinung und gerathen nie in Streitigkeiten."

„Wie will ich mich freuen, wenn auch Ludwig Abgeordneter ist. Ob er wohl gewählt werden wird?"

„Wir wollen das Beste hoffen," versetzte Frau v. Steinbach lachend. „Wenn die Frauen darüber abzustimmen hätten, würde Ludwig schon wegen seiner schönen Augen und seines liebenswürdigen Lächelns den Sieg über Schönfeld davontragen. Uebrigens werden wir Schönfeld wahrscheinlich heute zu sehen bekommen."

„Dann gehe ich nicht mit. Ich will ihn nicht sehen," erwiderte Margarethe rasch.

„Warum nicht? Ihr seid doch keine Feinde?"

„Das nicht. Aber es ist wohl am besten, wenn ich meine Freundschaft mit ihm nicht fortsetze. Ich mag ihn nicht und fürchte mich vor ihm.“

Frau v. Steinbach sprang von ihrem Sessel auf, so daß ihr Sonnenschirm umfiel und die Bänder ihres Kleides flatterten.

„Liebes Kind,“ sagte sie, „sieh mich mal an. Er hat Dich geliebt?“

„Ja,“ versetzte Margarethe kopfnickend.

„Sehr heftig? Ich glaube, er ist ein Mann, der ein Weib mit der zerstörenden Gewalt eines Sturmes liebt.“

„Ja, so hat er mich geliebt. Ich habe ihn seit meinem Hochzeitstage nicht wiedergesehen. Gerade nach der Trauung kam er in die Kirche. Was er für ein Gesicht machte. Ich kann es nicht vergessen. Es war keine Liebe — es war Haß, Zorn und Drohung darin.“

„Das ist ja köstlich. Du bist die Heldin eines wirklichen Dramas, mein Kind. Der voraussichtliche politische Gegner Deines Gatten ein Verehrer, den Du zurückgewiesen hast.“

„Herrlich!“ rief Frau v. Steinbach mit leuchtenden Augen aus. „Jetzt bin ich auf die weiteren Ereignisse gespannt. Ich kann mir Arthur v. Schönfelds Gefühle vorstellen, wenn er Dich in Deinem Ponywagen in Breitenstein umherfahren sieht, um für Deinen Mann Propaganda zu machen. Ich komme bestimmt nach Schloß Eisenhart, wenn es losgeht. Diesen Spaß darf ich nicht versäumen.“

„Das kannst Du. Es wird eine Freude für Dich sein, wie ich für Ludwig agitire — gegen ihn. Aber es ist mir unangenehm, dem Mann in Gesellschaft zu begegnen und deshalb möchte ich heute lieber nicht mitgehen.“

„Daraus wird nichts, mach' Dich nur fertig.“

Frau v. Steinbach stampfte dabei mit ihrem feinbeschuhten Fuße auf den Boden auf.

„Du wirst nicht nur höflich gegen Arthur von Schönfeld sein, sondern ihn auch behandeln, als sähest Du ihn zum ersten Male.“

„Das kann ich nicht!“

„Du mußt es. Es würde sich für Dich nicht schicken,

den Mann unhöflich zu behandeln, welcher der Gegenpartei angehört. Denke an den Verkehr der Feinde im Kriege. Du mußt Dein stürmisches Temperament zügeln, meine liebe Margarethe. Halte ihn immer in einiger Entfernung von Dir und laß ihn die Schranke zwischen Euch fühlen, aber die Welt darf nichts davon gewahren."

„Er wird bald gewahr werden, daß Deine höflichen Worte und Dein Lächeln nichts zu sagen haben. Ich habe Dir jetzt gesagt, wie sich eine Dame von der Welt zu benehmen hat. Eine Frau, deren Mann im öffentlichen Leben steht, muß sich vor allen Dingen als Dame von der Welt zeigen."

Drei Viertel Stunden später führte sie Frau von Steinbachs Wagen auf die Ringstraße.

Als sie Beide durch die Straßen Wiens fuhren, sagte sich Margarethe selbst, daß die Schwägerin Recht habe und daß es am besten sei, mit Arthur v. Schönfeld einige höfliche Worte zu wechseln. Daß von Freundschaft zwischen ihnen keine Rede sein könne, würde er schon bemerken.

Als sie das glänzende Lokal auf dem Opernring erreicht hatten, bot sich ihnen ein wunderbarer Anblick dar. Die helle freundliche Frühlingssonne beschien eine große Zahl kleiner Tische, an welchen elegant und reich gekleidete Herren und Damen in lebhaftem Geplauder saßen. Die hellen Frühlingstoiletten der Damen hoben sich effektvoll von dem grauen Gestein des Hauses ab.

Frau v. Steinbach stellte Margarethe der Gattin des Abgeordneten vor, welche mit ihr dieses Rendez-vous verabredet hatte, und bald waren sie in das Gespräch einer lebenslustigen Damengesellschaft verwickelt, welche das neueste Theaterstück besprach.

Die in der Nähe Sitzenden waren auf die ungewöhnliche Schönheit der Frau v. Jellinghausen aufmerksam geworden und unterhielten sich lebhaft davon. Viele Augen richteten sich auf Margarethe, sie bemerkte aber bei der Natürlichkeit und unbewußten Grazie ihres Wesens nichts von alledem.

Sie hatte keine Ahnung davon, daß sie in ihrem hellgelben Kleide und dem großen, schwarzen Hute aussah, als sei sie aus dem Gemälde eines alten Meisters hervorgegangen.

Hinter einem Pfeiler verborgen stand ein Mann, der sie genau beobachtete. Seine Herzenswunde war noch nicht geheilt, so daß ihm der Anblick dieser Frau Schmerz bereitete. Er fühlte den glühenden Wunsch, diese verführerischen Lippen zu küssen oder für seine Zurückweisung grausame Rache zu nehmen.

Ein trübes Lächeln glitt über Arthur v. Schönfelds Gesicht.

Er mußte sich rächen. Er konnte sie sich nicht erobern und sie nicht zur Liebe zwingen, aber er konnte sie tödtlich verletzen, wenn er ihren Gatten in seinem Ehrgefühl kränkte und die Erfüllung seiner Wünsche vereitelte.

Margarethe fühlte, daß seine Augen auf sie gerichtet waren und wandte sich unwillkürlich nach der Seite hin, wo er stand.

Ihre Augen begegneten sich.

Er hatte erwartet, daß sie sich stellen würde, als kenne sie ihn nicht, statt dessen verneigte sie sich leicht und höflich.

„Aeußerlich sind wir wenigstens keine Feinde,“ dachte er. „Das paßt auch besser in meinen Plan. Ich werde mich ein wenig in ihrer Nähe halten und hin und wieder einige Worte mit ihr wechseln, um sie beobachten und ihre Verhältnisse kennen zu lernen.“

Einen Augenblick später eilte er auf Margarethe zu und begrüßte sie, indem er ihre Hand küßte.

„Es ist doch nicht zu spät, Ihnen Glück zu wünschen,“ fragte er und senkte seinen Blick tief in ihre Augen. „Ich hätte es schon früher gethan, wenn ich es gewußt hätte —“

„Oh, es ist immer noch Zeit dazu,“ antwortete Margarethe in höflichem Tone, obgleich sie fühlte, daß sich dabei ihr Herz zusammenzog. „Ich hoffe, daß mein Gatte und ich viele glückliche Jahre verleben werden. Man freut sich stets, wenn man von befreundeter Seite beglückwünscht wird.

„Sie haben wohl nichts dagegen, wenn ich mich setze,“ sagte er mit einem schwachen Lächeln und ließ sich auf einem Stuhl an ihrer Seite nieder. „Ich bin, wie immer, der Ihrige, Mar — Pardon, Frau v. Jellinghausen. Da ich das Glück

habe, Sie hier zufällig zu treffen, so möchte ich Ihnen etwas mittheilen —“

„Sie brauchen nicht zu fürchten, daß ich von der Vergangenheit sprechen will. Das hat keinen Zweck,“ antwortete er, indem seine Augen leidenschaftlich aufleuchteten.

„Fürchten Sie nicht, daß ich den guten Geschmack und Ihre zarten Nerven dadurch verletze, daß ich zu Ihnen von meinen Gedanken und Gefühlen spreche.“

„Wovon wollen Sie denn sprechen,“ versetzte Margarethe und stand auf. „Sie erlauben, ich wollte mit Frau von Steinbach —“

„Bitte sehr. Ich wollte nur von dem Gerücht sprechen, daß Herr v. Jellinghausen bei den nächsten Wahlen mein Gegner sein soll. Sie wissen vielleicht, daß zwischen uns alte Mißhelligkeiten bestehen — doch lassen wir das. Ich wollte Ihnen nur versichern, daß der Wahlkampf ein anständiger sein wird, so weit ich in Betracht komme — ein politischer Kampf zwischen zwei Fremden.“

„Der Kampf wird auch auf unserer Seite in ehrenhafter Form ausgefochten werden. Ich hielt es nicht für nöthig, das besonders zu betonen; auch glaubte ich nicht, daß Sie anders darüber denken könnten.“

Nach diesem Hieb ließ sie ihn sitzen und entfernte sich mit zorngerötheten Wangen.

14. Kapitel.

Arthur war in tiefes Nachdenken versunken und fuchtelte mechanisch mit seinem Spazierstock in der Luft herum. Seine Augen blickten nach der Richtung, wo sie verschwunden war; von dem Stimmengewirr um sich herum hörte er nichts. Er zürnte mit dem Schicksal und warf die Frage auf: Wie kam es, daß er gerade diese Frau, die nicht einmal ein freundschaftliches Gefühl für ihn hatte, lieben mußte?

„Sie füllt ihre neue Stellung mit vieler Würde aus und hat mich wie eine Herzogin abgefertigt,“ dachte er mit Ingrimm. „Sie lächelt und verabscheut mich — ich lächele und verspreche, ehrenhaft zu handeln — während ich meine Seele verkaufen

würde, wenn ich den Mann vernichten könnte, den ich hasse, weil er sie erobert hat; wenn ich sie zwingen könnte, mich auf den Knieen zu bitten. Ob dieser Augenblick einmal kommen wird? Ich werde thun, was ich kann, um ihn zu vernichten. Er soll nicht Alles haben. Ich besitze Ehrgeiz.“

Auf seinem Heimwege dachte er mit Ingrimm daran, daß es ihm nicht möglich gewesen war, Margarethe v. Donnerfeld zu gewinnen, obgleich sie arm und unglücklich war und ihr Vater von seiner Gnade abhing.

Und dann huschte ein kaltes Lächeln über sein verzerrtes Gesicht, wenn er an das Häuschen bei Schönbrunn dachte.

„Sie gab mir ihre Hand und sah lächelnd in meine Augen. Wenn sie wüßte, welches Geheimniß jenes einsame Haus birgt, würde sie lieber ihre Hand ins Feuer gehalten, als die meinige damit berührt haben.“

Johann, welcher seine Gewohnheiten sehr gut kannte, bemerkte sein aufgeregtes Wesen, als er nach Hause kam.

Arthur nahm die Visitenkarten in die Hand, welche während seiner Abwesenheit abgegeben waren, und sah sie mit gleichgiltigen Blicken an.

„Hm, eine ganze Menge Leute waren hier — dieser verwünschte Schneider auch. Man muß den Leuten zeigen, daß es eine Ehre für sie ist, auf mein Geld zu warten. Keine Bestellungen?“

„Herr Baron v. Steinfeld will morgen bei Ihnen vorsprechen.“

„Gut! Bring' mir meine Sachen.“

Johann machte eine verlegene Bewegung und sah seinen Herrn mit ungewisser Miene an.

„Es wartet noch Jemand auf Sie. Er ist in der Küche gnädiger Herr.“

„Was willst Du?“

„Es ist Ignaz Kroll, gnädiger Herr, einer von meinen Freunden.“

„Und weshalb will er mich sprechen?“

„Bis ganz zuletzt war er Diener und Vertrauter von Herrn v. Jellinghausen.“

Als Johann diesen Namen aussprach, sah Arthur auf und betrachtete seinen Diener mit forschenden Blicken.

„Er weiß verschiedene Dinge von Herrn v. Jellinghausen, für die sich der gnädige Herr vielleicht interessirt, da sie ja Beide —"

„Ja, ja — schon gut. Sag' ihm, er soll hereinkommen."

Nach wenigen Minuten kehrte Johann mit seinem Freunde zurück.

Ignaz Kroll hatte eine respektvolle und kriechende Haltung angenommen, sein Gesicht zeigte einen demüthigen und lauernden Ausdruck.

Arthur maß ihn mit seinen Augen vom Kopf bis zu den Füßen und wußte sofort, mit wem er es zu thun hatte.

„Setzen Sie sich," sagte Arthur mit rauher Stimme. „Du kannst gehen, Johann. Trag' diese Briefe zur Post."

Johann verbarg seine Enttäuschung, so gut er konnte und ließ sie allein.

„Was wünschen Sie," fragte Arthur. „Johann hat mir einige Mittheilungen gemacht, also gehen Sie nicht wie die Katze um den heißen Brei. Sie wollen mir etwas von meinem politischen Gegner erzählen; Sie glauben, ich werde Ihnen Ihre Mittheilungen gut bezahlen."

„Zu Befehl, gnädiger Herr," antwortete Ignaz, indem er einen verstohlenen und lauernden Blick auf Arthurs Gesicht warf.

„Ich bin ein armer Mann —"

„Schon gut. Was sollen Ihre Mittheilungen kosten?"

„Dreihundert Gulden."

„Aber wenn ich sie nur auf dreihundert Kreuzer tarire?"

„Gnädiger Herr, ich weiß, daß meine Mittheilungen dreihundert Gulden werth sind. Bevor ich Ihnen mein Geheimniß verrathe, müssen Sie natürlich die Summe für mich sicher stellen. Eine kleine Probe von meinen Mittheilungen wird Sie befriedigen."

„Wenn Sie finden, daß sie nichts werth ist, werde ich — ich wette meinen Kopf — verzeihen Sie, gnädiger Herr — aber ich kann beweisen, was ich sage und was ich zu sagen habe, beweist, daß Herr v. Jellinghausen eine That auf

dem Gewissen hat, welche, wie Sie selbst finden werden, seine Wahl unmöglich machen kann, wenn man es richtig anfängt."

Arthur kniff seine Augen zusammen, um seine Erregung zu verbergen — er sollte nun auch endlich einen Triumph über seinen Gegner feiern.

„Schön, wenn mir Ihre Mittheilungen nützen und Sie beweisen können, was Sie sagen, so verspreche ich Ihnen auf Ehrenwort dreihundert Gulden dafür. Wenn ich davon nichts halte, sie nicht gebrauchen kann und Ihre Beweise nicht sehen will, dann können Sie sich auf mein absolutes Schweigen verlassen und Ihr Geheimniß anderwärts verkaufen. Sind Ihnen diese Bedingungen recht?"

Kroll schwankte einen Augenblick und dann nahm er den Vorschlag an, da er für ihn das beste Arrangements war.

„Schön," meinte Arthur. „Nun erzählen Sie Ihre Geschichte möglichst schnell."

Anscheinend gleichgiltig ging er im Zimmer auf und ab.

Ignaz Kroll beobachtete ihn ganz genau, als er begann, und bemerkte, daß die Sache sehr günstig für ihn stand, obgleich die Gesichtszüge Arthurs keinerlei Bewegung verriethen. Was er zu sagen hatte, war für Arthur sehr wichtig.

„Gnädiger Herr," begann er, „im vergangenen Jahre reiste ich mit Herrn v. Jellinghausen und Alles war gut und schön, bis wir eines Tages kurz nach der Ankunft eines großen Dampfers aus Amerika in Liverpool eintrafen."

„Er war bleich und nervös, magerte sichtbar ab und schien über irgend etwas sehr besorgt zu sein. Eines Tages folgte ich ihm, er ging in ein kleines, unscheinbares Haus in einer Vorstadt von Liverpool. Nicht lange darauf erhielt er seltsam aussehende Briefe, welche er stets sehr sorgfältig vernichtete — sie trugen alle dieselbe Handschrift."

„Eine Damenhandschrift?"

„Es schien so, gnädiger Herr," versetzte Kroll. „Danach bereisten wir ganz Europa, aber diese Briefe folgten uns überall hin, wo wir auch waren, und schließlich kamen sie nur von einem Orte — von der Insel Capri."

„Diese Briefe fingen an, mich zu interessiren und an

seinem Aussehen erkannte ich, daß ihn etwas fast zu Tode quälte. Eines Tages —" Kroll hustete verlegen — „habe ich —"

„Sie haben einen geöffnet?" unterbrach ihn Arthur gespannt, „und waren enttäuscht, wette ich."

„Keineswegs, gnädiger Herr. Was ich las, veranlaßte mich, die Spur weiter zu verfolgen. Hier ist der Brief. Wollen Sie ihn sehen, bevor ich fortfahre?"

Arthur nahm das schmutzige, zusammengefaltete Papier, das er ihm entgegenhielt und faltete es mit scheinbarer Gleichgiltigkeit auseinander, obgleich er sich vor Erregung kaum zu fassen wußte.

Mit gierigen Blicken las er folgende Worte:

Capri.

Um des Himmels willen komm' schnell. Die Sehnsucht, Dich zu sehen, macht mich krank. Wenn Du wüßtest, was es heißt, sich so verbergen zu müssen und nur nach Eintritt der Dunkelheit ausgehen zu dürfen und bei jedem Schatten zu erschrecken, würdest Du meine Sehnsucht nach Dir verstehen. Du bist das einzige Wesen auf der Welt, das ich sehen darf. Komm' schnell nach Capri. Ich bin wieder sehr krank — die alte Krankheit. Oh, Gott, warum haben einige Menschen in diesem Jammerthal so viel zu erdulden? Wenn Du lange zögerst, wirst Du mich bei Deiner Ankunft nicht mehr unter den Lebenden finden. Schreib' sofort. Ich zähle die Stunden, bis ich einen Brief von Dir habe.

E.

15. Kapitel.

Ignaz Kroll beobachtete Arthur v. Schönfelds Gesicht wie ein Luchs, als er den geheimnißvollen Brief las. Aber er konnte wenig daraus entnehmen, denn es blieb unbeweglich wie Erz.

Auf Arthur machten jedoch die Worte, welche ein dunkles Geheimniß zu enthalten schienen, einen großen Eindruck:

„— — Wenn Du wüßtest, was es heißt, sich so verbergen zu müssen und nur nach Eintritt der Dunkelheit ausgehen zu dürfen und bei jedem Schatten zu erschrecken — — Du bist das einzige Wesen auf der Welt, das ich sehen darf —"

„Fahren Sie mit Ihrer Geschichte fort," sagte Arthur, indem er sich setzte und den Brief nachlässig zwischen seinen Fingern drehte.

„Wir reisten nach Capri," fuhr Ignaz mit eintöniger Stimme fort. „Ich blieb immer im Hotel, aber Herr von Jellinghausen war oft ganze Tage fort. Während unseres dortigen Aufenthaltes kam ein Brief mit der bewußten Handschrift an. Eines Abends schien ihn etwas stark zu beunruhigen und er verließ das Hotel, als die Nacht hereinbrach. Ich legte mich auf die Lauer und nachdem ich zwei Stunden gewartet hatte, kam er mit einer großen, schwarzgekleideten Dame an, welche tief verschleiert war. Er ging mit ihr nach der Landungsbrücke und brachte sie auf den nach Neapel gehenden Dampfer. Vorher aber nahmen sie hinter einem Baume von einander Abschied, wobei ich ihre letzten Worte hörte."

„Was sagten Sie? Machen Sie rasch, ich muß fort," unterbrach ihn Arthur schnell.

„Was ich hörte, war, so viel ich mich erinnere, folgendes: Du schreibst mir doch regelmäßig — sei vorsichtig mit dem, was Du schreibst, sagte Herr v. Jellinghausen. Ja, erwiderte die Dame in rauhem Flüstertone. Wie sehr hast Du mir beigestanden. Ich werde Dir das niemals vergessen, Ludwig. Ein Bruder kann nicht mehr wie Du für mich thun. Ich habe nicht mehr für Dich gethan, als Du für mich gethan hast, versetzte Herr v. Jellinghausen. Ich bin der Einzige, welcher weiß, was Du gethan hast."

„Glaubst Du, ich würde Dich verhaften und tödten lassen für das, wofür Du nichts kannst? Nein, nein, dazu kennen wir uns viel zu gut und sind einander viel zu viel gewesen. Der Himmel segne Dich, antwortete die Dame. Wenn es falscher Lärm sein sollte und ich wieder zurückkommen und mich in Capri verbergen könnte, würde ich das vorziehen, denn ich kenne auf der Insel jeden Fleck und sie ist so abgelegen, daß ich mich hier sicher fühle. Underdessen werde ich in

Neapel bleiben, bis Du kommst oder bis ich etwas von Dir höre."

Als Ignaz seine etwas konfuse Erzählung beendet hatte, leuchtete es in Arthurs Augen frohlockend auf. Er konnte diese Mittheilungen in wundervoller Weise gebrauchen.

„Das ließ mich glauben," fuhr Ignaz fort, „daß Herr v. Jellinghausen ein Verbrechen verbergen half — irgend eine Frau oder Schätzchen — daß er dem Gesetze ein Schnippchen schlug. Ich beschloß deshalb, ihn im Auge zu behalten. Ich will Sie indessen nicht länger aufhalten und Ihnen nur mittheilen, daß er diese Dame in Neapel besuchte, daß sie nach Capri zurückging, um sich in demselben Schlupfwinkel zu verbergen und daß seit jener Zeit Herr v. Jellinghausen wieder Briefe bekam, von denen sich einige lasen, als ob die Schreiberin vor Aufregung wahnsinnig geworden sei oder sich vor irgend etwas fürchte."

„Endlich kam ein Brief an, welcher die Worte enthielt: Der alte Anfall kommt wieder. Was soll ich thun? Oh, Ludwig, kannst Du mich besuchen? Er ging und ließ mich sechs Wochen allein in Rom zurück."

Als er geendet hatte, holte er aus seiner Tasche drei weitere Briefe mit derselben Handschrift, von denen zwei mit „Lieber Ludwig" und der dritte mit „Mein lieber Junge" begann. Sie waren alle mit „E." unterzeichnet.

Mit heimlichem Entzücken besah sie Arthur nach allen Seiten.

„Sonst nichts weiter?" fragte er athemlos.

„Gnädiger Herr, mir scheint das genug zu sein. Nicht lange danach — hm —"

„Ertappte Sie Herr von Jellinghausen beim Oeffnen der Briefe, beim Horchen und dergleichen und entließ Sie. Stimmt das?"

„Jawohl, gnädiger Herr. Ich interessirte mich mehr für seine Angelegenheiten, als ihm recht war."

Ein albernes Lächeln kräuselte Krolls glattrasirte Lippen.

„Er schickte mich fort und ich ging. Aber erst vergewisserte ich mich, daß sich seine Freundin noch in Capri verbarg. Seit

seiner Rückkehr nach Wien habe ich ihm dreimal geschrieben und ihn um ein Schweigegeld ersucht. Er antwortete aber stets, ich solle ihn nicht belästigen, sonst würde er mich verhaften lassen. Thatsächlich verhaften," sagte Ignaz mit heiserem Lachen. „Das riskirt er aber nicht, ich weiß zu viel von dieser Freundin."

Arthur war unterdessen an das Fenster getreten und sah auf die belebte Straße hernieder, wo die Gaslaternen soeben angezündet wurden.

Nach dem, was ihm Kroll erzählt hatte, verbarg Jellinghausen eine Frau, die er liebte, vor dem strafenden Arm der Gerechtigkeit, aber das genügte nicht, um ihn anzuklagen. Mancher würde ihn vielleicht wegen seiner unwandelbaren Treue loben — selbst seine junge, schöne Frau könnte die Sache in diesem Lichte betrachten.

Aber wie leicht konnte er der ganzen Sache eine andere Wendung geben — er brauchte nur den Namen zu ändern. Diese kleine Veränderung würde Margarethes Gefühle zu ihrem Mann sofort in Haß und Verachtung verwandeln.

Wie leicht konnte er ihn in den Augen der Partei, die ihn unterstützte, bloßstellen. Im Geiste legte er sich schon die Worte zurecht, welche er in seinen Reden in Breitenstein gebrauchen wollte, wenn seine Absichten Wirklichkeit geworden wären und Margarethe ihren Gatten haßte. Mit ihrer Hilfe konnte er ihn vernichten.

Sobald sie Jellinghausen verließ, würde es leicht für ihn sein, seinen Gegner herabzusetzen, da sich die Stimme der Einzigen, welche ihn hätte vertheidigen müssen, gegen ihn erhob.

Ignaz nahm die Erregung seines Gesichts sofort wahr, als er sich umdrehte.

„Jetzt habe ich ihn," dachte er. „Ich bin ein Tölpel, wenn er mir nicht mehr als eine Fünfguldennote gibt."

Arthur ging nach seinem Schreibtisch und nahm drei Hundertguldennoten aus dem Schubfach.

„Betrachten Sie dieses Geld," sagte er mit leiser, aber eindringlicher Stimme. „Sie bekommen noch mal so viel, wenn Sie meine Bedingungen erfüllen. Versprechen Sie?"

„Ob ich verspreche,“ versetzte Ignaz athemlos. „Wie wenig kennen mich Euer Gnaden! Verlangen Sie, was Sie wollen.“

„Schön. Ich werde diese Briefe behalten, da ich sie augenblicklich gebrauche. Hören Sie aufmerksam zu und befolgen Sie meine Instruktionen, aber belästigen Sie mich nicht mit Fragen — sie werden nicht beantwortet.“

Er stellte sich vor den Diener hin und fuhr fort:

„Wenn ich Ihnen diese Briefe zurückgebe, damit sie dieselben einer gewissen Dame überbringen, werden sie nicht mehr dieselbe Handschrift tragen. Sie werden etwas verändert und nicht mit „E.“, sondern mit „A.“ unterzeichnet sein. Haben Sie verstanden?“

„Zu Befehl, gnädiger Herr. Das ist sehr leicht. Darf ich fragen, was „A.“ bedeutet?“

„Der Dame, der Sie diese Briefe zeigen, werden Sie erzählen, daß der Name, welchen Herr v. Jellinghausen in der von Ihnen belauschten Unterredung gebrauchte, „Anna“ war.

Er sprach diese Worte, ohne zu stocken.

„Anna,“ wiederholte Ignaz.

Er bemerkte, daß Arthur zusammenschauerte, als er den Namen aussprach.

„Ich werde daran denken, gnädiger Herr. Und wann kann ich Ihnen damit dienen?“

„Ich werde nach Ihnen schicken, wenn ich Sie gebrauche. Kommen Sie mir nicht in den Weg, schreiben Sie nicht an mich. Hier sind dreihundert Gulden. Das Uebrige erhalten Sie, wenn Sie es verdient haben.“

Damit war die Unterredung zu Ende.

Ignaz Kroll machte sich mit dem Gelde davon und gab Johann nur mit Widerwillen den ihm versprochenen Theil, als er ihm auf der Treppe begegnete.

16. Kapitel.

Ende Mai wurde Oesterreich durch die Auflösung des Landtages überrascht und eine Neuwahl angeordnet.

Die Ursache lag in der unerwarteten Demission des

Ministerpräsidenten, zu welcher ihn angeblich seine erschütterte Gesundheit bewogen hatte.

Für die vornehme Welt war diese Landtags=Auflösung ein Strich durch die Rechnung. Sie hatte bereits daran gedacht, die fashionablen Badeorte zu ihrer Erholung aufzusuchen und wurde jetzt darin gestört, da man sich zur Agitation unter der Wählerschaft vorbereiten und auf die Landgüter gehen mußte.

Unter den Häusern, welche zuerst ihre Fenster verhängten, um aufs Land zu gehen, befand sich die vornehme Residenz der Jellinghausen.

Das junge Ehepaar hatte sich mit seiner Dienerschaft nach dem schönen Schloß Eisenhart bei Breitenstein begeben, um sich zur Wahlschlacht zu rüsten. Es war ein reizendes Stückchen Erde. Ein großer, schattiger Park mit einem kleinen See umgab den altersgrauen Herrensitz, dessen Mauerwerk mit wildem Wein bewachsen war, den eine längst vergangene Generation gepflanzt hatte.

Das Schloß war sehr geräumig und besaß eine lange Reihe großer Zimmer und Säle.

Ebenso entzückend war das Dorf Breitenstein. Fast täglich durchstreifte das junge Ehepaar die gewundenen Gassen, den respektvollen Gruß der Bewohner huldreich erwidernd. Es war für sie interessant, mit diesem oder jenem zu sprechen, welcher Ludwig schon als kleines Kind gekannt hatte, und das Schulhaus zu besuchen, wo die rothbäckigen Kinder das ABC erlernten.

Es hatte einen eigenartigen Reiz für Margarethe, hier die Herrin zu sein und sich als die Trägerin eines vornehmen, altadeligen Namens zu fühlen. Die erste Woche war ihr wie ein Traum.

Als sie in der zweiten Woche allein in ihrem niedlichen Pony=Wagen durch die Dorfgassen fuhr und daran dachte, wie sie ihren Einfluß zu Gunsten ihres Gatten bei der Wahl gebrauchen könnte, sah sie plötzlich Arthur v. Schönfeld vor sich.

Er ritt ein störrisches Pferd und konnte nur mit Mühe mit der einen Hand das Thier bändigen, während er sie begrüßte.

Sie merkte das spöttische Lächeln auf seinen Lippen und den forschenden Blick, vor dem sie sich immer so sehr gefürchtet hatte.

„Bist Du wirklich schon an der Arbeit,“ schien sein Blick zu sagen. „Du rekognoszirst das Schlachtfeld und denkst daran, wie Du Jellinghausen in dem Kampfe gegen mich beistehen kannst. Es ist ein Kampf bis aufs Messer.“

Margarethe schlug auf ihre Ponys ein und fuhr mit klopfendem Herzen und hochgeröthetem Gesicht weiter. Sie lenkte in eine schattige Allee am Rande des Dorfes ein, welche in das Land hineinführte und an einer langen und hohen Mauer endete.

Als sie an der Mauer angelangt war, wußte sie nicht, wo sie sich befand. Hin und wieder sah sie kleine Thürme von rothen Backsteinen über die Mauer ragen, hörte ein unaufhörliches Hämmern und scharfe Kommandoworte.

„Sind das die Baracken?“ fragte sie eine rothbackige Bauersfrau, welche einen Handwagen zog und die schöne Herrin von Eisenhart ehrerbietig begrüßte.

„Gnädige Frau, das ist das Gefängniß und das Krankenhaus.“

„Das Gefängniß? Ich danke Ihnen, liebe Frau.“

Mit diesen Worten fuhr Margarethe weiter. Auf ihrem heiteren Antlitz zeigte sich ein Schatten.

Das Gefängniß! Mit Schaudern vergegenwärtigte sie sich die Reue und die Gewissensbisse derjenigen, welche ihr so nahe waren.

Als sie sich dem großen grünen Thore näherte, sah sie eine stattliche, heiter blickende Frau eintreten. Augenscheinlich war sie eine bedeutende Persönlichkeit, denn der Thorwächter hörte respektvoll auf das, was sie sagte. Das einfache, graue Kleid der Frau bildete einen seltsamen Kontrast zu der eleganten weißen Frühjahrstoilette Margarethes.

Als sie dicht an dem Thore war, sah die Frau sie mit unverhohlenem Interesse und mit offenbarer Bewunderung an, so daß Margarethe ihren Wagen unwillkürlich zum Stehen brachte und ihr einen guten Morgen wünschte.

„Guten Morgen, mein Fräulein,“ erwiderte die Frau.

„Es ist ein schöner Tag heute, der selbst einen solchen Ort, wie diesen erheitert.“

„Ich bin fremd hier,“ antwortete Margarethe, welcher das anziehende Gesicht der Frau gefiel. „Heute sehe ich zum ersten Male das Gefängniß. Ich wußte wohl, daß sich ein solches in der Nähe von Breitenstein befindet, hatte es aber ganz vergessen.“

„Sie sind wohl vom Schlosse?“

„Ja, mein Mann ist der Besitzer des Schlosses.“

Bei diesen Worten zog der Thorwächter seinen Hut und die Frau machte eine leichte Verbeugung.

„Ah, dann wissen Sie ja, wie viel man in Breitenstein von der nächsten Wahl spricht,“ versetzte sie mit einiger Scheu. „Selbst die bedauernswerthen Insassen des Gefängnisses interessiren sich dafür. Sie würden sich über den Antheil, den sie daran nehmen, wundern, gnädige Frau.“

„Das glaube ich. Sind Sie die Vorsteherin des Gefängnisses?“

„Nein, die Vorsteherin des Krankenhauses. Es gibt dort sehr viel zu thun. Erst gestern kamen wieder drei neue Wärterinnen von Wien. Dort ist eine von ihnen — sie hat ein schönes Gesicht.“

Dabei blickte sie durch die Thorflügel.

Margarethe folgte ihren Augen und sah in der Ferne eine weibliche Gestalt, welche sich über einen gelähmten Kranken, der unter einem Baume saß, beugte.

Die Sonne schien auf ihren bloßen Kopf, welchen schneeweißes Haar schmückte. Im Gegensatz dazu befand sich ihre Figur, welche schlank war und eine aufrechte Haltung hatte. Ihre Büste war jugendlich und ihr Gesicht ruhig und blaß.

„Sie sieht wie die personificirte Barmherzigkeit aus,“ bemerkte Margarethe mit gerührter Stimme.

„Ja, sie ist sehr liebenswürdig — eine Frau mit einer Vergangenheit. Das sagte ich sogleich zu mir, als ich sie kennen lernte. Ohne einen besonderen Grund hat kein Menschenkind solch' weißes Haar. Ich glaube, sie hat schwere Schicksalsschläge erlitten und betrübende Erfahrungen gemacht. Ueber

ihre Vergangenheit wissen wir nichts, alle Fragen darnach weist sie zurück."

„Sie flößt mir großes Interesse ein. Es wäre mir angenehm, ihre Bekanntschaft zu machen. Schade, jetzt geht sie hinein; ich komme aber, wenn Sie erlauben, wieder, um mit ihr bekannt zu werden."

„Es wird mir eine Ehre sein, wenn uns die Schloßherrin mit ihrem Besuche erfreut," erwiderte die Matrone vor Vergnügen strahlend. „Es wird mich freuen, Sie mit unserer schönen, neuen Wärterin, Klara Fürst, bekannt zu machen."

„Klara Fürst heißt sie also! Ein schöner Name! Ich komme bestimmt wieder," schloß Margarethe mit liebenswürdigem Kopfnicken und wendete ihre Ponys nach dem heimathlichen Schlosse.

Ludwig saß beim Frühstück und wartete auf sie.

Während des ganzen Morgens hatte er sich auf seine erste Wahlrede vorbereitet und wollte jetzt einen Spazierritt machen, um einen klaren Kopf zu bekommen.

„Liebes Kind, wo bist Du den ganzen Morgen gewesen," rief er ihr zu, als sie ins Zimmer trat und den Hut ablegte. „Ich habe Dich sehr vermißt. Hast Du vielleicht meine Wähler besucht, um ihnen von meinen Tugenden zu erzählen und ihnen zu sagen, was ich Alles für Breitenstein thun will, wenn ich gewählt werde?"

Sie schüttelte den Kopf, indem sie sich ein ernsthaftes Aussehen gab.

„Das nicht. Ich habe aber wie ein vorsichtiger General das Terrain rekognoszirt. Heute habe ich zwei Entdeckungen gemacht."

„Sind es böse Entdeckungen? Mein Blut geräth in Wallung, wenn ich daran denke, daß ich Schönfeld in seinem eigenen Revier entgegentreten will."

Margarethe setzte sich an den eichenen Frühstückstisch und erwiderte nachdenklich:

„Arthur v. Schönfeld ist hier."

„Schon jetzt?"

„Ich bin ihm begegnet und habe ihn gegrüßt, denn Deine Schwester hat mir gerathen, meinen Feinden die Hand zu

schütteln, bevor es in den Kampf geht,“ antwortete sie lustig. „Die andere Entdeckung war von keiner besonderen Bedeutung. Auf meiner Spazierfahrt gelangte ich an das Gefängniß, schwatzte ein wenig mit der Vorsteherin des Krankenhauses und erkundigte mich bei ihr nach einer Frau, welche mich sehr interessirte.“

„Was ist das für eine Frau?“

„Du hättest Dich vielleicht nicht so für sie interessirt, wie ich mit meiner lebhaften Phantasie; nach meiner Meinung aber muß eine Krankenwärterin, welche jung und schön ist, schneeweißes Haar hat und über ihre Vergangenheit das strengste Stillschweigen bewahrt, einen Roman erlebt haben. Sie heißt Klara Fürst und ich will ihre Bekanntschaft machen.“

17. Kapitel.

Es war Margarethe nicht möglich, ihre Absicht zu verwirklichen und die Bekanntschaft der schönen Krankenwärterin zu machen, denn ihre Hausfrauenpflichten nahmen ihre ganze Zeit in Anspruch.

Schloß Eisenhart hatte sich bald mit den Freunden und Anhängern Ludwigs v. Jellinghausen angefüllt. Sie sammelten sich um ihn, jeder hatte eine Rede für ihn in Bereitschaft, um auf die Wähler zu seinen Gunsten einzuwirken, und die Frauen, allen voran die lebhafte Frau v. Steinbach, waren bereit, jeden Wähler, der seine Stimme in die Urne zu legen hatte, mit den schönsten Schmeicheleien um den Bart zu gehen, um ihn für Ludwig zu gewinnen.

Außer Herrn und Frau v. Steinbach befand sich auf Schloß Eisenhart der dicke Herr v. Hohenhausen, ein Kavallerie-Offizier, der gerade Urlaub hatte; Hauptmann v. Finkenburg; Dr. Hugo Lange, welcher sich, obgleich er noch nicht 35 Jahre alt war, einen berühmten Namen in der chirurgischen Wissenschaft erworben hatte; die hübsche und pikante Bertha v. Bingen, die jüngste Tochter eines verarmten Edelmannes, für welche sich Herr v. Hohenhausen stark interessirte, und die Gräfin Gertrud v. Waßmann, welche stets eine ernsthafte Miene zur

Schau trug und eine warme Verfechterin des Frauen=Stimmrechts war.

In dieser Gesellschaft verging die Zeit mit Blitzesschnelle. Man ritt, fuhr, ging spazieren, tanzte und speiste stets in der heitersten Stimmung miteinander.

Die Männer entwarfen Wahlreden und Margarethe fuhr mit der Gräfin v. Waßmann in ihrem niedlichen Ponywagen spazieren, um für ihren Mann Reklame zu machen.

Oftmals trafen sie Arthur von Schönfeld mit seinen Freunden, begnügten sich jedoch damit, die konventionellen höflichen Redensarten auszutauschen.

Ludwig ignorirte ihn vollständig.

Eines Nachmittags besuchte Ludwig vor Antritt seines gewöhnlichen Spazierritts den alten Herrn v. Donnerfeld auf seinem Zimmer, da er ihn seit mehreren Tagen nicht gesehen hatte. —

Der bedauernswerthe alte Mann saß regungslos an einem sonnigen Fenster und ließ sich von seinem Wärter vorlesen. Sein Anblick schmerzte Ludwig und erweckte in ihm wehmüthige Gefühle.

Welchen Gegensatz bildete sein eigenes junges und frisches Leben zu diesem menschlichen Wrack, das nur noch ein Scheindasein führte. Immer wieder mußte er daran denken, daß ihm ein Unbekannter diesen schrecklichen Schlag beigebracht hatte. —

Wer diese Verbrecherseele war, blieb ein unlösbares Geheimniß, denn der alte Mann konnte weder sprechen, noch sich bewegen, um seinen Feind kenntlich zu machen, wenn er noch einmal seinen Weg kreuzen sollte.

Ludwig näherte sich ihm und legte ihm vertraulich die Hand auf die Schulter.

„Guten Morgen, lieber Vater! Hoffentlich befinden Sie sich wohl.“

Natürlich fanden seine Worte keine Antwort; aber auch der Blick, mit welchem er gewöhnlich die an ihn gerichteten Fragen beantwortete, blieb heute aus. Er hielt seine Augen starr und fest auf die gegenüber befindliche Zimmerwand gerichtet.

„So sitzt der alte Herr, seitdem ich ihn angekleidet habe,“ begann der junge Wiener, der als Wärter für ihn engagirt war. „Ich glaube nicht, daß er ein Wort von dem, was ich ihm vorlese, versteht. Er blickt starr auf den Wandkalender, ich kann mir aber nicht denken, daß ihn darauf etwas interessiren könnte.“

„Ich werde sogleich meine Frau herschicken. Vielleicht kann sie entdecken, was ihm fehlt.“

Er begegnete Margarethe auf dem Korridor.

„Dein Vater scheint heute traurig gestimmt zu sein. Geh zu ihm,“ sagte er, indem er ihre Hand ergriff. „Er starrt fortwährend auf einen Kalender, sein Gesicht hat einen seltsamen Ausdruck.“

Bei diesen Worten wurde sie blaß.

„Was haben wir heute für ein Datum, Ludwig? Haben wir nicht den 12. Juni? Ja, ja, so ist es! Ich habe in unserer lustigen Gesellschaft gar nicht daran gedacht, aber er erinnert sich daran. Er denkt an sie!“

„Was meinst Du damit, mein Kind? Heute ist allerdings der 12. Juni, aber was hat der für eine Bedeutung?“

„Heute ist Anna's Geburtstag. Sie ist heute 25 Jahre alt.“ —

Er fühlte, daß sie zitterte.

Plötzlich sah sie auf, ihre Augen hatten sich mit Thränen gefüllt. Sie dachte daran, daß sie in all ihrem Glück ihre Schwester vollständig vergessen und nichts mehr zu ihrer Auffindung gethan hatte.

Ludwig fühlte tiefes Mitleid mit seiner Frau. Aber konnte er ihr helfen? Er wollte sie wenigstens trösten und umarmte sie zärtlich, indem er sagte:

„Mein Liebling, vielleicht ist es besser, wenn Du sie gar nicht wiedersiehst. Für Dich müßte es sehr schmerzhaft sein, sie in einem verzweifelten Zustande zu sehen, ohne ihr helfen zu können. Du liebst sie und willst sie wiedersehen, aber wer weiß, ob sie dieselben Gefühle hat. Wahrscheinlich hat sich ihr Herz längst verhärtet und fühlt keine solchen Gewissensbisse, wie Du, wenn Du an Deine Schwester denkst.“

„Du kennst sie nicht, sonst würdest Du nicht so sprechen.

Sie hat gefehlt, aber ich weiß, sie hat viel leiden müssen und hofft nun auf bessere Zeiten. Nein, Ludwig, sie ist nicht ohne Gewissen und ohne Herz. Heute denkt sie sicher an ihre Angehörigen und ihre Vergangenheit."

„Liebstes Kind, beruhige Dich. Wer weiß, ob Du sie nicht wieder findest," entgegnete er und küßte sie zärtlich.

Anstatt sich ihren Gästen anzuschließen, verbrachte Margarethe den Rest des Nachmittags bei ihrem Vater. Abends gab Ludwig den einflußreichsten Wählern seines Wahlkreises ein Diner und Margarethe machte, obgleich ihr die Stimmung dazu fehlte, mit ihren Gästen einen Ausflug nach einem eine halbe Meile entfernten Gut, um dort an einer Gesellschaft, die der Gutsherr gab, theil zu nehmen.

Es war schon nach neun Uhr, als sie nach Schloß Eisenhart zurückkehrte. Auf ihre Frage versetzte der Portier, daß sich Herr von Jellinghausen mit seinen Gästen im Rauchzimmer befinde.

Margarethe war unruhig und zerstreut. Sie setzte sich an das Klavier und spielte ein träumerisches Phantasiestück, welches ihre Schwester so gern hörte. Als Herr v. Hohenhausen und Bertha v. Bingen ihr Spiel lobten, fiel ein Mißklang in ihre Seele — sie hatte das Musikstück gespielt, um ihr aufgeregtes Herz zu beruhigen.

Sie nahm einen Shawl und ging auf die kleine Terasse, von welcher breite Stufen in den Park führten. Sie blieb eine Zeit lang in der kühlen Nachtluft und blickte sehnsüchtig zu den Sternen auf.

Sie dachte an ihren Mann.

Von ihrem Standpunkte aus konnte sie das kleine Rauchzimmer sehen, in welchem er wahrscheinlich über die in den nächsten Wochen stattfindende Wahl sprach. Aus vollem Herzen wünschte sie ihm Erfolg. Schon im Voraus freute sie sich über seinen Sieg und die Niederlage des Mannes, den sie immer als ihren bösen Geist betrachtet hatte.

Ihre Aufmerksamkeit richtete sich plötzlich auf die Thür, welche aus dem Garten in das Rauchzimmer führte. Sie wurde von seltsamen Gefühlen ergriffen. War sie das Opfer einer Täuschung oder sah sie dort wirklich ein weibliches Wesen,

welches sich den Weg von der Thür ihres Mannes in den Garten hinabstahl?

Mit angehaltenem Athem lauschte sie und bemühte sich die dunklen Schatten der Bäume mit ihrem Blick zu durchdringen. Sicherlich war es eine Täuschung.

Doch nein, es war eine Frau, sie kam der Terasse immer näher, hielt sich aber im tiefsten Schatten. Margarethe konnte jetzt die Umrisse der dunklen Gestalt erkennen, sie hatte den Kopf erhoben, als ob sie die Fenster des Schlosses genau betrachten wollte.

Sie senkte dann wieder den Kopf, hielt plötzlich inne auf ihrem Wege und warf einen langen Blick auf das Haus. Darauf verschwand sie.

Ohne zu wissen, was sie that, zog Margarethe ihren leichten Shawl fester um ihre Schultern und eilte die Stufen hinunter in den dunklen, feuchten Park, obgleich sie nur leichte Schuhe anhatte.

Wer war die geheimnißvolle Frau, welche von ihres Gatten Thür kam? Sie mußte es wissen. Fest entschlossen eilte sie wie ein Reh den Pfad entlang, der zum Parkthor führte.

Ihr Herz bebte und wurde von Argwohn ergriffen, wenn sie an die mysteriösen Reisen nach Capri und an Krolls Drohung dachte. Hatte die Frau irgend etwas mit diesem Geheimniß zu schaffen?

Sie konnte über die Frau nicht mehr einholen, obgleich sie sich sehr beeilte.

Am Parkthor fand sie nur die Frau des Portiers, welche sehr verwundert war, als Margarethe athemlos und bleich dort ankam.

„Jesus, Maria, gnädige Frau. Sie haben mich sehr erschreckt, ich glaubte einen Geist zu sehen," sagte die Frau, indem sie die Hand aufs Herz legte.

„Hat Jemand soeben den Park verlassen?" fragte Margarethe zitternd.

„Ich habe eine große, schlanke Frau in einem dunklen Schleppkleid gesehen."

„So! Haben Sie ihr Gesicht gesehen?"

„Ja, gnädige Frau.“

„Haben Sie es schon früher gesehen?“

„Nein. Sie eilte, als ob sie fürchte, festgenommen zu werden — als ob sie ihr Gesicht verstecken wollte, und stürzte durch das Thor, bevor ich mit ihr sprechen konnte.“

18. Kapitel.

Ihr Kopf schmerzte, als Margarethe das Haus des Portiers verließ. Zwar achtete sie nicht darauf, wohin sie ging, doch wandelte sie instinktiv auf demselben Wege, den sie gekommen war.

Aus dem Durcheinander ihrer Gedanken löste sich schließlich immer wieder dieselbe Frage aus: Würde ihr Ludwig freimüthig auseinandersetzen, was die Frau von ihm wollte? Würde er ihr Alles erzählen?

Endlich machte die Ungewißheit einer ruhigen und vertrauensvollen Stimmung Platz. Sie konnte nicht verlangen, daß er ihr das Geheimniß eines Anderen, welches er verschwieg, mittheilte; aber ihr eine Erklärung dieses mysteriösen Besuches geben — das konnte und würde er.

Als sie die Terrasse wieder erreicht hatte, sah Margarethe ihren Gatten mit einer brennenden Cigarre oben stehen. Als sie die Stufen hinaufschritt, rief er ihr mit zürnender Besorgniß zu:

„Margarethe, Du solltest nicht so dünn bekleidet in der feuchten Nacht in den Park gehen.“

Er erfaßte ihre kalten Hände und führte sie in das Haus, aus dessen Fenstern das volle Licht auf die Terrasse fiel. Er sah sie besorgt an und nahm die Blässe ihres schönen Gesichtes wahr.

Vom schnellen Laufen war ihr Haar in Unordnung gerathen und ihr helles Seidenkleid war beschmutzt, da sie es achtlos auf den feuchten Wegen hatte schleifen lassen.

„Was gibt es denn,“ fragte Ludwig, indem er sie an sich zog. „Wo bist Du gewesen, Du siehst ja ganz erschrocken aus, als ob Du ein Gespenst erblickt hättest.“

„Beinahe war es auch so,“ versetzte sie mit schwachem

Lächeln, indem sie sich bemühte, ihr laut klopfendes Herz zu beruhigen.

„Ich bin in den Park gegangen, es sah so verlockend und geheimnißvoll in dem stillen Mondlicht aus. Und dann,“ fuhr sie fort, ihre Stimme ein wenig dämpfend, indem sie ihn mit Thränen in den Augen ansah, „war mir, als käme eine Frau aus dem Schlosse, welche ihre Schritte so sehr beschleunigte, als fürchte sie, bemerkt zu werden. Ich folgte ihr schnell, um sie zu sprechen, aber plötzlich war sie verschwunden.“

„Du thörichtes Kind,“ antwortete er lächelnd, „es war sicherlich eines von den Dienstmädchen, welches Du für ein geheimnißvolles Gespenst gehalten hast. Ein Familiengespenst hat unserem Schlosse noch gefehlt.“

Diese leicht hingeworfenen Worte ließen ihr Herz erstarren. Wenn seine anscheinende Aufrichtigkeit nicht der Wahrheit entsprach und sein freimüthiger Blick log, konnte sie ihm dann noch etwas glauben?

„Es war keines von den Dienstmädchen,“ erwiderte sie mit leiser und schmerzlich erregter Stimme. „Es war eine fremde Frau. Ich glaubte, Du wüßtest, wer sie ist.“

„Nein, mein Kind. Wahrscheinlich war es eine Bäuerin, welche sich in den Park stahl, um einen Blick in das hell erleuchtete Schloß zu werfen. Du weißt doch, daß diese Leute sehr neugierig sind. Hast Du Dich heute Abend gut amüsirt?“

„Ja,“ entgegnete sie und entzog ihm ihre Hände, indem sie in das Haus traten. „Wie ist dann Dein Diner verlaufen?“

„Ausgezeichnet. Wir sind sicher, den Sieg zu gewinnen. Ich war mit meinen Gästen bis jetzt, wo ich Dich suchte, beisammen.“

Einige Gäste betraten in diesem Augenblick das Zimmer, sie erwähnten deshalb nicht mehr die geheimnißvolle Frau.

Obgleich sich Margarethe zu leichtem Geplauder und heiterem Lachen zwang, fühlte sie doch, daß in ihrem Innern ein heftiges Mißtrauen gegen Ludwig entstand. Sie liebte ihn zärtlich und leidenschaftlich, aber sie war zu stolz dazu, dort

Vertrauen zu verlangen, wo man es ihr nicht freiwillig gewährte.

Es war möglich, daß er sie täuschte, sie wollte aber warten und ihn beobachten und, wenn sie unwiderlegliche Beweise in ihren Händen hatte, wollte sie vor ihn treten und von ihm die Wahrheit verlangen. Wenn sie zweifelte, konnte sie nicht mehr sein vertrauensvolles Weib sein.

Ludwig sollte nicht glauben, daß sie ihn noch lieben könne, wenn er sie hinterginge. Wenn sie ihm nicht Alles sein konnte, würde sie ihm zeigen, daß sie sich auch in seiner Abwesenheit amüsirte.

Um diesen von der Eifersucht diktirten Entschluß auszuführen, ritt Margarethe am nächsten Morgen mit Hauptmann v. Finkenburg aus, ohne vorher Ludwig einen guten Morgen zu wünschen. Er sollte sie vermissen und sich über ihre merkwürdige Vergeßlichkeit wundern.

Schloß Eisenhart beherbergte indessen Jemanden, welcher ihr von einem seltsamen Zusammentreffen in der vergangenen Nacht, das den um die geheimnißvolle Frau gebreiteten Schleier etwas lüftete, erzählen konnte.

Dr. Lange, der berühmte Chirurg, hatte die Landpartbie nicht mitgemacht, sein Beruf hatte ihn vielmehr zu einem Mann geführt, welcher sich auf der Eisenbahn verletzt hatte. Um ihm seine ärztliche Hilfe angedeihen zu lassen, hatte er einen Ritt von zwei Stunden gemacht.

Als er in der vergangenen Nacht durch die Wiesen, die der Mond hell beleuchtete, nach dem Schlosse zurückritt, bemerkte er eine dunkle Gestalt, welche sich matt fortbewegte und dann niedersank.

„Es wird wohl ein betrunkener Bauer sein,“ dachte er, als sich sein Pferd dem Orte näherte. „Es ist ein Weib,“ rief er erstaunt aus, als er die dunkle Gestalt erreicht hatte. —

Er schwang sich von seinem Pferde und sah in eines der seltsamsten und liebenswürdigsten Gesichter, die er je angetroffen hatte.

Scharf geschnitten, wie die Köpfe auf alten Gemmen, mit schönen vollen Lippen und langen Wimpern, war es ein Gesicht,

welches von Kummer und Sorge zeugte — ein junges Antlitz mit schneeweißem Haar. Sie war augenscheinlich von vornehmer Herkunft, doch trug sie ein einfaches, graues Kleid, das wie eine Uniform aussah. In Folge dessen hielt er sie für eine Wärterin aus dem Gefängniß-Krankenhause.

Jetzt öffnete die Frau ihre Augen und blickte ihn an. Sie seufzte tief und versuchte aufzustehen.

„Sie wissen nicht — Sie verstehen nicht —“ wisperte sie. „Ich mußte hingehen, sonst hätte ich keine Ruhe gehabt. Ich mußte ihn und sie sehen. Ach, was sage ich?“ kam es mit schwacher Stimme von ihren Lippen, indem sie ihre dunklen, schmachtenden Augen mit ihren zitternden Händen bedeckte.

Dr. Lange sah sie wie verzaubert an.

Noch niemals war er einem Antlitz begegnet, das ihn so fesselte; noch nie war ihm die Stimme eines Weibes so wohllautend und so gewinnend vorgekommen.

„Sie sind sehr schwach. Sie haben sich über etwas erschreckt?“ fragt er, als er ihr beim Aufstehen behilflich war. „Befinden Sie sich jetzt etwas besser, ich bin Arzt.“

„Ja, viel besser,“ antwortete sie traumverloren, als ob sie sich nicht erklären konnte, wie sie dorthin gekommen war. „Ich danke Ihnen sehr. Ich will jetzt gehen, mir ist viel besser.“

Als sie sich schnell entfernen wollte, hielt er sie mit bittender Miene zurück.

„Sie können den Weg nicht allein zurücklegen,“ sagte er eindringlich. „Sie müssen erlauben, daß ich Sie begleite. Es ist schon sehr spät — ich fürchte, Sie könnten wieder ohnmächtig werden.“

„Sie sah ihn erstaunt an. „Wissen Sie, wohin ich gehe?“ fragte sie.

„Sie tragen die Kleidung der Krankenwärterinnen. Es ist sehr spät, Sie sind sehr weit vom Hause entfernt.“

„Von Hause,“ wiederholte sie traurig. „Von meinem Hause!“

Ein bitteres Lachen entrang sich ihren Lippen.

„Es ist sehr lange her, daß ich wußte, wo ich zu Hause war.“

Dr. Lange bemerkte, daß sie seine Gegenwart fast vergessen hatte; denn ihre trüben Augen starrten ins Leere. Er hätte gern gewußt, welche Gedanken ihr Inneres bewegten.

„Sie sind sehr gütig," fuhr sie mit sanfter Stimme fort. „Ich glaube, ich kann Ihnen vertrauen. Sie haben Recht, ich bin aus dem Gefängniß=Krankenhause. Ich bin schon stundenlang fort — ich habe mich heimlich entfernt — kann Ihnen aber nicht sagen, warum."

„Das brauchen Sie auch nicht," versetzte Lange. „Ich will Sie nun nach Hause begleiten. Ich kann es nicht verantworten, daß Sie den weiten Weg in später Nacht allein zurücklegen. Mein Name ist Lange, ich bin gegenwärtig auf Schloß Eisenhart."

Als er diesen Namen aussprach, fuhr sie zusammen. „Ich danke Ihnen," antwortete sie nach einer Pause. „Aber ich glaube, wenn ich allein gehe, werde ich unbeobachtet bleiben. Sie sind sehr gütig, daß Sie so sehr auf mein Wohl bedacht sind." —

Sie streckte ihre Hand aus und sah ihn bittend an.

„Bitte, sprechen Sie nicht auf dem Schlosse von unserer Begegnung. Frau v. Jellinghausen kommt manchmal ins Krankenhaus. Sie könnte dort, ohne sich etwas dabei zu denken, von unserem Zusammentreffen sprechen."

„Aber ich weiß ja nicht einmal Ihren Namen. Wie sollte ich Sie verrathen — selbst wenn ich es wollte?" entgegnete er etwas verstimmt.

„Wenn Sie mich beschreiben, weiß sie, wer ich bin, denn sie hat mich einmal gesehen. Mein Name ist Klara Fürst. Sie versprechen mir also, nichts auf dem Schlosse zu erzählen?"

„Selbstverständlich."

„Ich danke Ihnen. Gute Nacht!"

Mit diesen Worten verließ sie ihn eilig.

Dr. Lange schwang sich in den Sattel und folgte ihr langsam in derselben Richtung, die sie eingeschlagen hatte.

„Sie soll wissen, daß ich sie in einiger Entfernung beobachte. Wie liebenswürdig sie ist. In ihrem Gesicht liegt eine schwere Vergangenheit."

Als Klara das Thor des Krankenhauses erreicht hatte, sah Lange, wie ein verschlafener Knabe öffnete und sie einließ.

Dabei drückte sie ihm etwas, augenscheinlich Geld, in die Hand, dann wendete sie sich nochmals nach Lange um. Er lüftete seinen Hut und war im nächsten Augenblicke allein. Das Abenteuer hatte ihn sehr aufgeregt.

Auf seinem ganzen Rückwege nach Schloß Eisenhart dachte er nur an Klaras Gesicht und an die Mittel, welche er anwenden mußte, um ihr wieder zu begegnen.

19. Kapitel.

Arthur v. Schönfelds Landhaus, in welchem er einen großen Theil des Jahres verbrachte, lag auf einem Hügel, dessen grüner Abhang sich bis zu einem See hinzog. Es war kein altersgrauer Herrensitz wie Schloß Eisenhart und hatte nichts Historisches an sich, aber es war reizend und einladend und besaß einen der schönsten Gärten des ganzen Landes.

Hier lebte er zwar allein mit seinem Diener Johann, doch führte er keineswegs ein vollständig zurückgezogenes Leben. Im Gegentheil waren seine Diners in der ganzen Umgegend berühmt und die Damen der benachbarten Landgüter fühlten sich geschmeichelt, wenn sie an seinem Tische die Honneurs machen konnten.

Er war jung, reich und elegant, in Folge dessen auch beliebt. Wenn er auch manchmal verschlossen anstatt freimüthig erschien, wenn er auch manchmal ein spöttisches Lächeln zeigte und die öffentliche Meinung haßte, so übersah man das doch in Anbetracht des Umstandes, daß der Besitzer der Villa Trachtenberg reich war und sein Keller die besten Weine hatte.

Einige Tage nach der Begegnung Dr. Langes mit Klara Fürst saß Arthur am Ufer des Sees beim Frühstück. Das hübsche Plätzchen war einladend und kühl. Das Aroma des frischen Kaffees mischte sich mit dem Geruch eines auf dem Tische stehenden Resedasträußchens, Arthur achtete indessen nicht darauf, sondern sah kalt und verschlossen aus. Sein Gesicht war sehr bleich und trug einen verstörten Ausdruck, als wenn

ihn furchtbare Gedanken bewegten. Eifersucht und wilder Grimm auf das Schicksal, das ihm den Lieblingswunsch seines ganzen Lebens vereitelt hatte, waren sein tägliches Theil.

Margarethen so nahe zu sein, ihr auf den Dorfgassen in ihrem Ponywagen oder hoch zu Roß in lustiger Gesellschaft zu begegnen, aus dem Gerede der Leute und aus hundert kleinen Einzelheiten zu schließen, daß sie seinen Nebenbuhler zärtlich liebte — das war zu viel für ihn.

Noch immer liebte er Margarethe noch ebenso wahnsinnig, wie damals, als er sich in ihrer dürftigen Wohnung um ihre Gunst bewarb.

Während er noch mit diesen Gedanken beschäftigt war, überbrachte ihm Johann einige Briefe.

„Gnädiger Herr, hier ist die Post. Soll ich Euer Gnaden das Schreibzeug hierher bringen."

„Ja, setze den Tisch dicht an den Baum."

Nachlässig griff er nach den Briefen, stutzte aber, als er den Poststempel des einen: „Schönbrunn" las. Wer schrieb an ihn aus dem verwünschten Ort?

Er schüttelte sich, als er daran dachte.

Er legte den Brief bei Seite und bedeckte ihn mit einem Briefbeschwerer, da er nicht im Stande war, ihn jetzt zu lesen. Die Erinnerung an eine That, die er schon so ziemlich vergessen hatte, kam jetzt mit Macht über ihn, er sah das Gesicht Anna v. Donnerfelds vor sich erscheinen.

Es war zurückgewandt nach der offenstehenden Thür von Mon Bijou und vor Schrecken verzerrt, da sie der Welt Lebewohl sagen mußte.

Nach einem kurzen Kampfe mit sich selbst, nahm er den Brief von seinem Platze und öffnete ihn.

Was war geschehen? Er hatte das Haus für viele Jahre gemiethet, es ging also Niemanden als ihn selbst etwas an, ob er dort wohnen wollte oder ob er es verschlossen hielt.

Mit zitternden Händen entfaltete er das Papier und las:

Gnädigster Herr Baron!

Der Miether, welcher vor Ihnen Mon Bijou inne hatte, theilte meinem Vertreter mit, daß er eine Tausend-Guldennote in einem der Bücher in der Bibliothek habe

liegen lassen. Er bittet deshalb um die Erlaubniß, das Haus betreten und nachsehen zu dürfen, ob er sich recht erinnert. Wenn Ew. Gnaden die Güte haben würden, mir die Schlüssel zu senden, werde ich selbst mit ihm in das Haus gehen.

Ihr ergebener Diener

Adolf Schneider.

Der Brief rührte also von dem Besitzer der Villa her. Als Arthur die letzten Worte las, wurde er kreidebleich. Was sollte er thun? Sollte er so thun, als hätte er den Brief nicht erhalten? Das würde vielleicht das Beste sein, aber dann würde der Mann noch einmal schreiben.

Der Besitzer durfte auf keinen Fall das Haus betreten und ebenso wenig durfte er selbst mit ihm hineingehen, da er den Anblick der Stätte, welche sein schreckliches Geheimniß barg, nicht ertragen konnte.

Zwar mußte er doch einmal Muth fassen und die Spuren des Mordes austilgen — aber nicht jetzt, wo die Erinnerung an seine That noch so frisch war.

„Ich werde einige Tage warten, bevor ich den Brief beantworte,“ dachte er, „und dann eine Tausend-Guldennote an Schneider senden mit der Nachricht, daß ich selbst die verborgene Banknote hätte suchen lassen und sie gefunden hätte. Wenn ich ihm erkläre, daß ich die Villa nicht beziehen konnte, weil ich meinen Wohnsitz plötzlich hätte zurücklassen müssen, wird er sich ohne Weiteres beruhigen.“

Obgleich er diesen Ausweg gefunden hatte, war er dennoch sehr beunruhigt.

Er zerriß den Brief in ganz kleine Stückchen, wickelte sie in ein großes Pflanzenblatt und schleuderte sie in den See. Er sah dann nach seiner Uhr und gewahrte, daß es schon 10 Uhr war.

„Er wartet jetzt auf mein Zeichen,“ murmelte er. „Hoffentlich ist Johann nicht in der Nähe.“

Er blickte nach dem nahen Hause und sah durch die offenen Fenster, daß sein Diener sein Zimmer in Ordnung brachte.

Als er sich überzeugt hatte, daß Johann mindestens für

eine halbe Stunde beschäftigt war, zog er eine kleine Pfeife aus seiner Tasche und entlockte ihr einen sanften Ton.

Kurz darauf theilte sich das nahe Gebüsch und es erschien ein Mann, der schnell auf Arthur zueilte. Er war mit schmutzigen Leinenhosen, mit einem grobem Rock und einem weichen Filzhut bekleidet, er sah aus wie ein Gärtner. Trotz des breitkrämpigen Hutes konnte man indessen leicht erkennen, daß in diesem Gärtneranzuge Ignaz Kroll steckte.

„Kommen Sie schnell hierher,“ rief ihm Arthur zu, „damit Sie von dem Hause aus nicht gesehen werden.“

Er gehorchte, während seine Augen gierig aufleuchteten.

„Sie wollen sich ihr Geld verdienen, Kroll?“

„Ja, gnädiger Herr. Ich stehe Ihnen zu Diensten,“ erwiderte er ernst.

Arthur nahm aus seiner Rocktasche ein kleines Packet mit Briefen und übergab es ihm.

„Haben Sie sie schon einmal gesehen?“ fragte er ihn leichthin.

Auf den ersten Blick sahen sie genau so aus wie diejenigen, welche Arthur v. Schönfeld vor sechs Wochen von ihm erhalten hatte. Oeffnete man aber das Packet und sah genauer hin, so bemerkte man, daß ihr Inhalt und die Handschrift ganz anders war und daß sie die Unterschrift „A.“ trugen.

Ignaz blickte mit demüthiger und ernsthafter Miene auf.

„Gewiß, ich habe sie schon vorher gesehen. Ich habe sie Ew. Gnaden gegeben, Ende Mai, wenn ich nicht irre. Es sind dieselben Briefe, gnädiger Herr.“

„Sie können sich natürlich daran erinnern, daß sie mit „A.“ unterzeichnet waren?“ fragte Arthur und heftete seine durchbohrenden Augen auf den Diener.

„Ja, mit „A.“ Die Unterschrift solcher wichtigen Briefe vergißt man nicht so schnell.“

„Und Sie erinnern sich, wer mit „A.“ gemeint ist — der Name, mit welchem Herr v. Jellinghausen seine verschleierte Begleiterin anredete?“

„Sie hieß Anna, gnädiger Herr. Der Name ist leicht zu behalten.“

Trotzdem sich Ignaz zu beherrschen verstand, glitt

doch ein verstohlenes Lächeln über sein Gesicht, als er diese Worte sprach.

Arthur schien es indessen nicht zu bemerken, obgleich er sehr wohl die Veränderung in dem Gesichte seines bezahlten Spießgesellen wahrnahm.

„Schön,“ brummte er. „Sie haben ein gutes Gedächtniß. Stecken Sie diese Briefe in Ihre Tasche. Sie wissen jetzt, was Sie zu thun haben.“

„Ja, gnädiger Herr. Ich werde Ihre Befehle ausführen. Ich bin begierig, mich an diesem Hallunken v. Jellinghausen zu rächen.“

„Was gehen mich Ihre Gefühle an? Wer spricht von Rache,“ warf Arthur mit stolzer Miene ein. „Sie sind verpflichtet, einen Akt der Gerechtigkeit auszuführen — das ist Alles. Machen Sie es gut, Sie werden Ihre Belohnung dafür erhalten. Gehen Sie jetzt. Morgen früh und die folgenden Tage werde ich zur selben Stunde hier sein, bis Sie mir Nachricht bringen. Wenn das Wetter schlecht ist, kommen Sie eine Stunde später nach dem Gartenhause, dort werde ich mich um diese Zeit aufhalten. Es befindet sich zehn Minuten von hier auf dem rechten Ufer des Flusses.“

„Zu Befehl, gnädiger Herr. Guten Morgen.“

Er riß seinen Hut vom Kopfe und machte sich dann schleunigst davon.

„Und nun wollen wir die weitere Entwickelung abwarten,“ dachte Arthur. Ich habe bis jetzt Geduld genug gehabt — sie ist bald zu Ende. Sie wird es glauben — sie muß es! Wie wird das enden?“

Mit heißen, trockenen Augen starrte er auf die im hellen Sonnenschein liegende Wiese und baute die verwegensten Luftschlösser.

20. Kapitel.

„Seit dem Geburtstage ihrer Schwester hat sie sich vollständig verändert,“ sagte Ludwig zu sich selbst, während er auf einem breiten und schattigen Parkwege dahinschritt. „Sie ist still und blaß geworden, während sie früher so heiter war.

Bald ist sie gegen mich kühl, bald sind ihre Augen fragend auf mich gerichtet. Wie wird sie sich freuen, wenn es mir gelingt, Anna wieder zu finden oder wenigstens zu erfahren, was aus ihr geworden ist. Hoffentlich lebt sie noch. Wenn sie aber todt sein sollte, so ist es besser, Margarethe erfährt gar nichts von ihr. Heute wollte mir ja Meyer Bescheid bringen. Wie schön wäre es, wenn er gute Nachrichten brächte.“

Als er seine Schritte wieder nach dem Schlosse zulenkte, sah er seine Gattin auf sich zukommen. Sein Herz sprang vor Freude. Wie schön sie war! Ein einfaches, himmelblaues Morgenkleid hob ihre schlanke Gestalt auf das Vortheilhafteste, aber ihr Gesicht war blaß und nachdenklich. Eine Bulldogge trottete schwerfällig hinter ihr her, in der einen Hand hielt Margarethe ein Körbchen mit Pfirsichen und in der anderen den Sonnenschirm.

Ludwig gab Nero ein Zeichen und blieb dann vor Margarethe stehen.

„Wohin des Weges, meine mildthätige Margarethe?“ fragte er mit einem Blick auf ihr Körbchen.

Sie antwortete ihm ernsthaft, ohne ihn anzusehen:

„Ich mache einen Spaziergang durch den Wald zu der alten Frau Kleinert. Die gute, alte Seele hat einen Schaden am Bein, sie hält mich für einen Engel, wenn ich etwas Gutes bringe.“

„So geht es mir auch, wenn Du mir etwas Gutes erweisest — selbst wenn Du so kühl dabei bleibst wie in den letzten Tagen,“ antwortete er und berührte ihr Handgelenk, von dem die Spitze ihres Aermels etwas zurückgefallen war. „Betrübt Dich irgend etwas, mein Kind? Etwas, was ich nicht weiß?“

„Warum?“ fragte sie mit leiser Stimme, indem sie ihm voll ins Gesicht sah.

„Du scheinst über etwas zu grübeln. Du hast doch kein Geheimniß vor mir, Margarethe?“

„Nein, Du weißt Alles.“

Sie fühlte eine heiße Blutwelle in ihr Herz strömen. Er verbarg vor ihr ein Geheimniß und konnte so frei und ruhig erscheinen, sie so liebevoll und schuldlos ansehen.

„Es wird ihm nicht schwer, mich zu betrügen,“ hatte sie oftmals bitter zu sich gesagt. „Es macht ihm weiter keine Schmerzen.“

Sie ging neben ihm her, während Ludwig dunkel fühlte, daß sich ihr Benehmen gegen ihn sehr verändert hatte.

„Darf ich Dich begleiten, mein Liebling,“ fragte er ein wenig nachdenklich.

„Du wolltest doch mit Hauptmann v. Finkenburg auf die Jagd gehen,“ versetzte sie rasch. „Sie warteten schon auf Dich, als ich das Schloß verließ. Ich bin bald wieder zurück.“

Nach diesen Worten rief sie den Hund und setzte ihren Weg fort.

Ludwig war ganz überrascht von ihrem merkwürdigen Benehmen und von der Kälte, mit der sie ihn behandelte.

In dem grünen Laubdache zwitscherten die Vögel, der Duft von tausend Blumen füllte die Sommerluft und der milde Wind rauschte leise in den Bäumen, aber Margarethe wurde nichts davon gewahr.

Sie quälte sich mit tausend Fragen ab, fand aber keine Antwort darauf. War Ludwig ein Treuloser? Verbarg er vor ihr einige Erlebnisse, die seiner unwürdig waren? War ihre Ehe auf Sand gebaut und wurde ihre Grundlage von einer Fluthwelle gelockert?

Nero schlug plötzlich an.

Sie sah auf und gewahrte, daß sie tief in den Wald hineingerathen und an einen Bach gekommen war, der wie ein Silberstrom das grüne Gras durchzog.

Auf der andern Seite stand der Mensch, welcher Neros Zorn erregte — ein Mann in schmutzigem Arbeitsanzuge mit den Händen in der Tasche.

„Ich bitte um Verzeihung, Frau v. Jellinghausen. Darf ich einen Augenblick mit Ihnen sprechen?“ Wenn Sie den Hund zur Ruhe bringen würden, wäre ich Ihnen sehr verbunden,“ redete er die Erstaunte an.

Er kannte sie, aber sie konnte sich nicht erinnern, ihn jemals gesehen zu haben. Er war vielleicht ein Bauer, welcher sie um ihren Beistand ansprechen wollte.

„Zurück, Nero,“ rief sie gebieterisch. „Ruhig!“

Dabei gab sie dem Hunde einen sanften Schlag mit ihrem Sonnenschirm, während er sich zu ihren Füßen niederlegte.

„Was wünschen Sie?“

Sie ahnte nicht, daß dieser Mann, den sie für einen Bauern hielt, der Erzfeind und ehemalige Kammerdiener ihres Mannes war, der falsche, hinterlistige und gemeingefährliche Ignaz Kroll.

Er sprang über den Bach, nahm demüthig seinen Hut ab und blieb einen Augenblick zögernd vor ihr stehen.

„Ich wollte mit Ew. Gnaden über eine sehr wichtige Angelegenheit sprechen,“ begann er einigermaßen beklommen. „Sehr oft hat man, daß Einen das Gerechtigkeitsgefühl zwingt, irgend etwas zu thun, und so geht es auch mir. Ich erwarte keinen Dank und keine Belohnung. Vielleicht werden Sie mich hassen, wenn Sie hören, was ich Ihnen zu erzählen habe; aber wenn es nicht wahr ist, lassen Sie mich bestrafen. Verzeihen Sie mir, gnädige Frau, wenn ich offen spreche, aber es ist nicht recht, wenn eine so gütige Dame so schmählich betrogen wird. Wenn Ew. Gnaden wüßten, was ich weiß und was ich Ihnen erzählen werde —“

Margarethes Gesicht wurde so fahl, ihre Augen blickten so starr und sie zitterte so heftig, daß sogar Ignaz gerührt wurde und einen Augenblick inne hielt.

Dann aber dachte er an Schönfeld's Geld, nannte sich einen weibischen Narren und fuhr fort:

„Alles, was ich von Ew. Gnaden verlange, ist diese Briefe zu lesen. Diesen zuerst.“

Dabei holte er das Packet aus seiner Tasche.

„Halt! Ich will kein Wort weiter hören,“ kam es von Margarethes Lippen, indem sie ihren Kopf stolz in die Höhe warf. „Ich weiß, warum Sie mich aufgesucht haben; ich weiß, wer Sie sind. Sie sind Ignaz Kroll, der unverschämte Diener, den mein Mann entlassen hat, und das soll Ihre Rache sein. Sie sind habsüchtig und haben diese Briefe gestohlen, um sie zu verkaufen. Ich kaufe sie nicht. Ich antworte nichts darauf, als das, was ich schon einmal gesagt habe — ich will nichts von Ihnen hören. Machen Sie, daß Sie fortkommen.“

Obgleich diese Aufnahme seiner Worte keineswegs wie ein

Erfolg aussah, konnte Kroll doch nicht umhin, sie zu bewundern, als sie so mit leuchtenden Augen vor ihm stand und sich tapfer gegen seine Worte wehrte.

„Welchen Muth sie hat und wie schön sie ist,“ dachte er unwillkürlich.

„Sie verstehen mich nicht, gnädige Frau,“ versetzte er demüthig, indem er ihr den Weg freigab. „Ich will keinen Kreuzer von Ihnen haben. Ich will kein Geld. Sie sollen nur wissen, was für einen Schurken Sie zum Manne haben.“

Die letzten Worte kamen zischend aus seinem Munde.

„Wie können Sie es wagen —“ rief sie entrüstet aus und durchbohrte ihn fast mit ihren zornsprühenden Augen, obgleich sie im Innern davor zitterte, daß er die Wahrheit gesprochen haben könnte.

„Ich wage es,“ erwiderte er stolz, „weil es die Wahrheit ist. Sie sind eine Dame, Sie sind eine gütige Frau; aber Sie haben einen Mann geheirathet, den man ins Zuchthaus bringen müßte, wenn es nach mir ginge. Ich kenne ihn und sein Geheimniß. Wenn Ew. Gnaden es wissen, werden Sie untröstlich darüber sein, daß Sie ihn geheirathet haben, und das ist die lautere Wahrheit.“

Margarethe stellte sich, als hörte sie ihn nicht und setzte ihren Weg fort, er aber folgte ihr.

Man hörte keinen Laut, als ihre Schritte auf dem schmalen Fußpfade und das Geräusch, wenn Nero durch das niedere Gebüsch streifte.

„Wollen Ew. Gnaden mich anhören,“ fragte er, indem er dicht auf ihren Fersen war.

„Nein,“ versetzte sie mit verächtlichem Blick, aber doch etwas unsicher.

„Wenn ich aber Ew. Gnaden erkläre, daß mich nur die Gerechtigkeitsliebe zum Sprechen zwingt?“

Sie antwortete nicht und eilte weiter.

„Wenn ich Ihnen aber erkläre, daß ich keinen Kreuzer haben will?“

Noch immer schwieg sie.

„Diese Briefe sind von einer Frau, deren Leben Ihr

Mann vernichtet hat — die er verstoßen hat. Ich sah sie auf Capri —“

„Nichtswürdiger! Wenn Sie nicht aufhören, mich zu belästigen,“ rief sie zitternd und athemlos, indem sie sich nach ihm umwandte. „Meine Bulldogge soll Sie Anstand lehren — verstehen Sie?“

Er sah sie bittend an.

„Sie wollen nichts von dieser Frau wissen?“ fuhr er hartnäckig fort, indem er seine Augen auf sie richtete, wie die Schlange ihr Opfer ansieht.

„Ich will nichts von Ihnen wissen.“

„Gar nichts?“ fragte er nochmals, indem er ihr den Weg vertrat und ihr starr ins Gesicht blickte. „Auch wenn ich Ihnen erzähle, daß diese Briefe mit „A.“ unterzeichnet sind — daß sie Anna hieß — und daß sie Ihre Schwester war! Wollen Sie jetzt etwas von ihr hören?“ schloß er mit triumphirender Stimme.

Margarethe ließ ihr Körbchen fallen und sah ihn schreckensbleich an.

21. Kapitel.

Für einen Augenblick schwanden Margarethe fast die Sinne.

Sie bemerkte nichts mehr von ihrer sommerlichen Umgebung, Schrecken und Furcht erfaßte sie, während sie im Herzen ein Gefühl verspürte, als hätte ihr Jemand einen Dolch hineingestoßen.

Als sie wieder zu sich kam und den anscheinend um sie besorgten Ignaz vor sich sah, wußte sie, daß sie nicht geträumt hatte. Sie mußte seine Worte noch einmal hören, um ganz sicher zu sein.

„Sie lügen, Ihre Worte sind vollständig erlogen,“ kam es zitternd von ihren Lippen. „Wie können Sie sich unterstehen, so etwas zu sagen. Sie haben mich erschreckt — ich glaube Ihnen nicht.“

Dabei machte sie einen schwachen Versuch, Ihren Weg fortzusetzen.

„Nun gut,“ versetzte Ignaz mit Achselzucken, „wenn Sie Ihren Mann noch immer in Schutz nehmen, trotzdem er ein Hallunke ist —“ er breitete seine Arme pathetisch aus — „so habe ich wenigstens meine Pflicht gethan und Ihnen die volle Wahrheit erzählt. Wenn Sie es nicht glauben wollen, wenn Sie Ihre Augen nicht aufthun wollen, nun gut, dann ist es Ihre Schuld. Aber wenn Sie die volle Wahrheit — ich kann Alles beweisen — hören wollen, dann sollen Sie hören. Sie können das halten, wie Sie wollen.“

Sie konnte an der Wahrheit seiner Worte nicht mehr zweifeln. Sie sah ihn mit einem bittenden, Hilfe suchenden Blick an.

„Wenn Sie nichts mehr hören wollen, gnädige Frau, gehe ich fort. Wenn Sie mich aber anhören wollen, werde ich sprechen. Es gibt Schurken, welche nicht gefaßt werden können und zum Hohn aller ehrlichen Leute sich unbehindert der Freiheit freuen, und zu diesen Leuten gehört der saubere, hochmüthige Herr v. Jellinghausen.“

„Solche Ungerechtigkeit empört mich, ich gehöre nicht zu denen, welche das ungestraft hingehen lassen. Wenn ich sehe, daß eine Dame, wie Sie, so verblendet ist, und daß ein Mensch, wie er, ruhig, als ob nichts wäre, weiterlebt, während doch das Gefängniß viel zu schade für ihn ist, so werde ich wild und nöthigt mich mein Gerechtigkeitsgefühl, die Wahrheit an den Tag zu bringen.“

Nach diesen Worten nahm er einen der Briefe aus seiner Tasche und reichte ihn ihr dar.

„Sehen Sie. Ist das nicht die Handschrift Ihrer Schwester?“

Starr vor Schrecken betrachtete Margarethe die Handschrift, welche sie sofort erkannte, obgleich sie sie Jahre lang nicht gesehen hatte.

„Anna!“ rief sie leise aus, ohne zu wissen, was sie sprach. „Ach, meine arme Schwester!“

Sie nahm den Brief aus Krolls Hand und las ihn vollständig durch.

Er enthielt bittere Vorwürfe und zärtliche Versprechungen — es war die Klage eines Mädchens über die zunehmende

Kälte ihres Liebhabers. Aus jeder Zeile konnte man ersehen, daß der Briefschreiberin das Herz gebrochen war.

Sie las auch ihren eigenen Namen unter den zärtlichsten Ausdrücken der Sehnsucht nach ihren Angehörigen und ihrer Heimath.

Bei der Lektüre dieser Worte fuhr es wie Nadelstiche durch ihr Herz, sie zerknüllte den Brief und fragte dann mit bebender Stimme:

„Haben Sie noch mehr?“

„Noch ein halbes Dutzend,“ versetzte er.

„Lassen Sie sehen.“

Sie unterdrückte ihre stürmischen Gefühle, welche sie fast zu Boden schmetterten und las einen Brief nach dem andern. Sie waren überschrieben: „Lieber Ludwig“ oder „Mein lieber Ludwig.“

In den Briefen war viel von dem kleinen Hause in Passy die Rede, wo sie unglücklich und elend gewesen war. Sie waren fast alle aus Capri datirt und enthielten meistens die Bitte, er solle bald zu ihr zurückkehren.

Margarethe nahm sich zusammen und fragte:

„Wissen Sie, wo sie sich jetzt befindet?“

„Nein, auch Herr v. Jellinghausen wird es nicht wissen. Wahrscheinlich würde er sie lieber haben beobachten lassen, um zu erfahren, was sie beabsichtigt. Ich wundere mich nicht, wenn die junge Dame eines schönen Morgens auf Schloß Eisenhart erscheint und dem hochmüthigen Hallunken sagt, was er ist,“ meinte Ignaz scheinbar entrüstet. „Gnädige Frau, der einzige Grund, daß sie das noch nicht gethan hat, ist, daß sie Ihnen nicht weh thun will.“

„Haben Sie einmal die Briefschreiberin gesehen?“

„Oh ja. Sie war eine große Schönheit. Haare wie Gold, blaue Augen und ein liebenswürdiges Benehmen. Armes Kind!“

Dann folgte die Erzählung von der Scene bei der Landungsbrücke von Capri, mit den Veränderungen, welche ihm rthur v. Schönfeld mitgetheilt hatte.

Als er geendet hatte, waren alle Zweifel Margarethes

beseitigt. Sie ließ die Briefe auf die Erde fallen und bedeckte ihr Gesicht mit den Händen.

Sie wollte Kroll, dessen Gesicht vor Freude über die Befriedigung seiner Rache strahlte, nicht mehr sehen, sie wollte sich erst an eine Thatsache, welche ihr unverständlich erschien, gewöhnen.

„Ich habe meine Pflicht gethan," hörte sie Kroll mit Befriedigung sprechen, „und verlange keinen Kreuzer dafür. Sie werden mir jetzt glauben, daß es nicht Habgier, sondern die Liebe zur Gerechtigkeit war, welche mich zum Sprechen nöthigte."

Als sie wieder aufsah, war Kroll verschwunden. Die Briefe hatte er mitgenommen. Sie war allein in dem stillen, kühlen Wald.

Mit einem Schlage war ihr Glück vernichtet worden. Der Mann, den sie so leidenschaftlich liebte, war der Verführer ihrer Schester, den sie stets so heftig gehaßt hat, und jetzt ihr bitterster Feind.

Diese Wahrnehmung schmetterte sie zu Boden. Sie stieß einen furchtbaren Schrei aus und sank ohnmächtig nieder.

22. Kapitel.

Ignaz Kroll eilte schleunigst nach dem rleinen Gartenhause, welches ihm Arthur als Ort für ihre Zusammenkunft bezeichnet hatte.

Einen Augenblick vor der Ankunft des Dieners hatte Schönfeld das Gartenhaus betreten und erkannte sofort an seinem triumphirenden Gesicht, daß die Sache für ihn gewonnen war.

„Sie haben sie gesehen," fragte er kurz, indem er seine Erregung verbarg.

„Ja, gnädiger Herr. Als ich die Dame verließ, sah sie einer Kalkwand ähnlicher als einem menschlichen Wesen. Sie hat Alles geglaubt," rief er jubelnd aus.

„Geben Sie mir die Briefe."

Mit einigem Widerstreben gehorchte er.

Arthur zählte sie.

„Sie sind vollzählig," sagte er und steckte sie in seine Tasche. „Unsere Arbeit ist für heute beendigt, Kroll."

„Aber das Geld, gnädiger Herr — für Sie ist es nur eine Kleinigkeit, für mich ein Vermögen," warf er etwas ängstlich ein, indem er seinen Hut verlegen zwischen den Händen drehte.

Arthur sah ihn belustigt an.

„Woraus soll ich schließen, daß Sie meine Befehle auch richtig ausgeführt haben?" versetzte er ruhig.

„Aber ich habe Ihnen ja erzählt —"

„Was Sie mir erzählen, glaube ich nicht. Sie sind ein Lügner und sind noch dazu stolz darauf. Ich muß selbst nachsehen, ob meine Instruktionen einen Erfolg gehabt haben. Wo haben Sie Frau v. Jellinghausen verlassen?"

Ungefähr zehn Minuten von hier, an der Krümmung des Baches."

Er hatte seinen Meister gefunden und mußte ihm eine etwas unfreiwillige Bewunderung zollen.

„Schön. Sie können jetzt gehen. Kommen Sie morgen früh um zehn Uhr nach dem Orte, wo ich mein Frühstück einzunehmen pflege; dort wollen wir uns auseinandersetzen. In der Zwischenzeit will ich Sie aber nicht sehen. Ich will nicht, daß man Sie in meiner Nähe sehe. Machen Sie sich fort."

Kroll verließ ihn schleunigst und Arthur machte sich auf den Weg nach dem Orte, wo Margarethe ohnmächtig lag. —

Er beeilte seine Schritte und blickte nach rechts und nach links, um an der ohnmächtigen Frau nicht vorbei zu gehen. Unter welchem Vorwand er sich ihr nahen — wie er erfahren konnte, was sie von Kroll gehört hatte, wußte er in diesem Augenblicke nicht.

Nur einen Entschluß hatte er gefaßt: Er wollte auf alle Fälle mit ihr sprechen, und das Uebrige dem Zufall überlassen.

Als er ungefähr zehn Minuten gegangen war, hörte er ein lautes, ungeduldiges Bellen, dem ein langes Geheul folgte,

als ob der Hund, welcher es ausstieß, seine Schmerzen damit ausdrücken wollte.

Unwillkürlich folgte er dem Gebell, bis er die Biegung des Baches erreichte. Sein Blut gerieth in Wallung und er hätte vor Freude fast laut aufgejauchzt, als er dort auf dem weichen Moose Margarethe liegen sah.

Der große Hut war ihr vom Kopfe gefallen und ließ ihr blasses, reines Gesicht erkennen. Neben ihr stand die Bulldogge und leckte ihr unter beständigem Geheul die Hände.

„Der Schlag war zu stark für sie. Was soll ich jetzt anfangen," dachte er. „Ich muß ihr helfen und die Rolle eines edelmüthigen, sich aufopfernden Freundes spielen. Es wird Alles gut gehen, wenn sie nicht nur ihren Mann von dem, was sie erfahren hat, in Kenntniß setzt. Er würde sie sehr schnell davon überzeugen, daß Alles Lügen sind und ihr wahrscheinlich die Wahrheit erzählen."

Er trat dicht an den ohnmächtigen Körper der Frau heran, welche er liebte und so heftig begehrte, indem er überlegte, was er beginnen sollte.

„Ich habe es," dachte er endlich. „Neumann ist jetzt in Neapel oder nicht weit davon. Er soll für mich etwas besorgen. Ich habe zu viel für ihn gethan und weiß zu viel von seinen unsauberen Geschäften, als daß er sich weigern sollte, ein Telegramm von dort abzusenden, welches ich ihm vorschreibe. Heute Nachmittag werde ich an ihn telegraphiren. So wird es gehen."

Er sah der Ohnmächtigen ins Gesicht. Sollte er Mitleid mit ihr fühlen? Nein, weshalb auch? Sie hatte seine Liebesbewerbungen kalt zurückgewiesen und ihn immer verächtlich behandelte.

Sie hatte ihn unglücklich gemacht, weil er sie liebte und sie nicht erobern konnte. Mit leidenschaftlich aufleuchtenden Augen kniete er nieder und berührte das feuchtkalte Gesicht und die mit Spitzen bedeckte Brust.

In diesem Augenblicke fühlte er, daß es ihm nichts kostete, sein Gewissen mit Schuld zu beladen, wenn er sie nur dadurch gewinnen und sie von den Fesseln, welche sie an ihren Gatten banden, lösen konnte.

Dann wollte er nur für sie leben und sie sollte es nicht bedauern, sich mit ihm vereinigt zu haben.

Der Hund beobachtete ihn und stieß ein Freudengeheul aus, als Arthur den regungslosen Körper seiner Herrin in seine Arme nahm und sie durch den Wald nach seinem Gartenhause trug.

Margarethe gab noch immer kein Lebenszeichen von sich.

Als sie es erreicht hatten, setzte er sie in einen bequemen Lehnstuhl und kniete neben ihr nieder, um ihre kalten Hände zu reiben.

„Wird sie mir Alles erzählen, wenn sie aus ihrer Ohnmacht erwacht," dachte er. „Wahrscheinlich nicht. Sie haßt mich. Zuerst muß ich ihr Vertrauen gewinnen."

Es verging fast eine halbe Stunde, als Margarethe erwachte.

Als sie die Augen öffnete, fühlte sie sich krank und schwach.

Mit erstaunten Blicken musterte sie ihre Umgebung und dann erst fielen ihre Augen auf Arthur.

Sie machte einen schwachen Versuch, sich zu erheben, aber vergeblich.

„Strengen Sie sich nicht an," sagte Arthur mit sanft ermahnender Stimme. „Sie sind nicht stark genug dazu. Ruhen Sie sich ein wenig aus. Wundern Sie sich nicht, wie Sie hierher gekommen sind?"

„Ja," hauchte sie kaum vernehmbar.

„Ich traf Sie zufällig im Walde. Sie waren ohnmächtig und ich habe Sie hierher getragen. Wahrscheinlich ist Ihnen von der großen Hitze übel geworden."

Er bemerkte, daß sie sich plötzlich an Alles erinnerte. Ueber ihr Gesicht zuckte es schmerzlich, sie faltete die Hände.

„Es ist also wahr und kein Traum," murmelte sie mit leisem Seufzer.

Bei dem Gedanken an ihr vernichtetes Leben wurde ihr schrecklich zu Muthe, sie saß einen Augenblick lang wie todt in ihrem Lehnstuhl und stützte dann ihre Arme, ihr bleiches Antlitz verbergend, auf den Tisch.

„Ach, wenn ich jetzt sterben könnte," stöhnte sie.

Arthur ließ sie allein mit ihren Gedanken und Schmerzen und ging vor dem Gartenhause auf und ab, damit sie sich in ihre neue Lage schicken könnte. Er hörte, wie sie eine Zeit lang schluchzte, dann wurde es still.

Indem er fortfuhr, seine Rolle als uneigennütziger Freund zu spielen, trat er an das Fenster und blickte hinein, ohne daß sie es bemerkte.

Margarethe war aufgestanden und lehnte sich mit verzweifelter Miene gegen den Tisch.

„Darf ich einen Augenblick hineinkommen?" fragte er durch die Thür.

Sie antwortete nicht, sondern stand stumm und regungslos da, während er die Schwelle überschritt.

„Fühlen Sie sich jetzt besser? Sie wollen sicher jetzt nach Hause gehen; Sie sind aber noch zu schwach dazu. Warten Sie, ich gehe nach Trachtenberg und hole einen Wagen."

„Lassen Sie es, bitte," entgegnete sie schwach. „Ich habe mich vollständig wieder erholt."

„Hat Sie irgend etwas im Walde erschreckt?" fragte er. „Im ersten Augenblick, als ich Sie zufällig fand, glaubte ich, Sie wären todt."

„Ja," versetzte sie, „es hat mich etwas erschreckt."

Sie wandte ihr Gesicht von ihm ab, fügte aber, da sie fühlte, daß sie zu unhöflich war, hinzu:

„Es war sehr gütig von Ihnen, mir zu helfen."

Ihre Augen begegneten sich, er stellte sich, als ob er ihren Unfall bedaure.

„Ich wünschte, ich könnte Ihnen mehr und immer helfen, aber Sie werden es nicht zugeben," erwiderte er mit ruhiger, bedauernder Stimme. „Sie mögen mich nicht, Sie glauben nicht, daß ich ein aufrichtiger Freund sein kann —"

„Mir kann Niemand helfen, nicht einmal ich selbst," versetzte sie und nahm ihren Hut vom Tische.

Ihr thränenfeuchtes Gesicht hatte plötzlich einen harten und verzweifelten Ausdruck angenommen.

„Ich kann es nicht ungeschehen machen," fügte sie hinzu, indem sie mehr zu sich selbst, als zu ihm sprach.

„Margarethe," sagte er mit klarer und scharfer Stimme, — „darf ich Sie noch so anreden in Erinnerung an die Tage, wo ich mich Ihren Freund nennen konnte? Ueberrascht es Sie, wenn ich Ihnen sage, daß ich mir denken kann, was für Sorgen Sie haben?"

Sie fuhr erschreckt zusammen.

„Ich kann weder Ihnen, noch einem Anderen anvertrauen, was mir —"

Damit brach sie plötzlich ab und wandte sich zur Thüre.

„Ich glaube, ich weiß es," versetzte er mit leiser, einschmeichelnder Stimme.

„Sie können es nicht wissen," antwortete sie athemlos.

Arthur bemühte sich, seinem Gesicht einen theilnehmenden und freundlichen Ausdruck zu geben, und schien als Freund nur aus tiefstem und reinstem Mitgefühl zu sprechen.

Margarethe lehnte sich an die Thür und wartete gespannt auf seine folgenden Worte. Sollte er es wissen? Es war ihr, als spräche er die Wahrheit.

„Erzählen Sie! Haben andere Leute etwas davon gewußt, und bin ich allein blind gewesen? Bin ich allein so thöricht gewesen? Herr v. Schönfeld, erzählen Sie, was Sie meinen!"

„Mein armes Kind, es ist immer traurig, von Dingen zu hören, die nicht zu ändern sind. Ich hätte Ihnen schon vor Monaten sagen können, was ich weiß und schon damals wußte. Das wäre für mich ein Vergnügen und eine Genugthuung gewesen, obgleich es Ihnen Schmerz bereitet hätte. Damals hätte ich Sie vor einem großen Unglück bewahren können."

„Sagen Sie mir nur eins, bevor ich spreche, denn wenn wir nicht dasselbe meinen, ist es besser, wir lassen die Vergangenheit ruhen. Der Schlag, den Sie empfangen haben, rührt von gewissen Nachrichten über Ihre — Schwester her?"

„Ja."

Margarethe sah ihn schaudernd und wie gebannt an.

„Außerdem haben Sie noch etwas Anderes erfahren — es betrifft Ihren Gatten. Habe ich Recht?"

„Sie wissen es also," seufzte sie.

„Wie ich sagte, wußte ich es schon vor Monaten.

Erinnern Sie sich vielleicht, daß ich im Winter in Paris war? Ich hörte dort von der blauäugigen Wienerin, welche beständig in der Begleitung Jellinghausens zu sehen war. Ich sah das Haus in Passy, worin er einen großen Theil seiner Zeit verbrachte, das er aber während seiner Reisen mit derselben blauäugigen Wienerin verschlossen hielt. Können Sie sich meine Gefühle denken, als ich entdeckte, daß dieses seine Frau, keine andere als Anna war?“

„Können Sie sich den Schrecken vorstellen, der mich erfaßte, als ich hörte, daß Sie ihn heirathen wollten — Sie wollten ihn heirathen? Ich war außer mir. Ich liebte Sie, wie Sie wissen, aber es war nicht Eifersucht, welche mich dazu trieb, nach Wien zurückzueilen. An jeden anderen Mann hätte ich Sie verlieren können, an diesen aber nicht — das ging über meine Natur.“

„Ich eilte so schnell als möglich nach Wien, um Sie noch rechtzeitig zu warnen. Ich kam zu spät — es war selbst zu spät dazu, um am Altar gegen diese Ehe zu protestiren. Sie erinnern sich vielleicht, mit welchen Augen ich Sie in der Kirche ansah, ich war vor Schreck wie versteinert und hätte nur sprechen können, wenn ich Ludwig v. Jellinghausen hätte anklagen wollen.“

„Nachher war ich der Meinung, daß Sie nur unglücklich werden würden, wenn ich Ihnen die Wahrheit entdeckte. Ich schwieg also. Er war mein politischer Gegner, man hätte sicher behauptet, es sei persönliche Feindschaft, welche mich zum Sprechen bewogen hätte.“

„So viel habe ich schon vor Monaten gewußt, Margarethe. Oft habe ich an den Augenblick gedacht, wo Sie es durch Zufall erfahren würden; dann habe ich mir immer gesagt: Wenn jener Augenblick kommt, möge ihr der Himmel beistehen!“

23. Kapitel.

„Wird sie ihrem Mann Alles mittheilen?“

Das war die Frage, die Arthur v. Schönfeld fortwährend beschäftigte. Davor fürchtete er sich am meisten.

Wenn Margarethe in ihrer schmerzlichen Erregung ihrem Gatten Alles erzählte und hinzufügte, daß er es bestätigt habe, würde ihn Ludwig zur Rede stellen und ihn entweder verklagen oder im ganzen Reiche unmöglich machen.

Diese Möglichkeit faßte er ins Auge, als ihn Margarethe allein im Gartenhause gelassen hatte. Erregt ging er in dem kleinen Raum auf und nieder. Er dachte daran, daß kein Sieg errungen wird, ohne daß man vorher die Möglichkeit einer Niederlage ins Auge gefaßt hat.

Er hatte ihr gerathen, zu warten, bis sie sich vollkommen von der schrecklichen Wahrheit überzeugt hätte. Unterdessen wollte er Jellinghausen durch eine List entfernen.

Und was würde die Folge seines Racheplanes sein? Jellinghausen würde bei der Wahl zum Landtage unterliegen. Margarethe würde ihm entfremdet werden und schließlich zu ihm übergehen, wenn er seine Rolle gut spielte. Die Geschichte mit Anna konnte Niemand widerlegen, das war sicher, denn todte Lippen könnten nicht sprechen. Das sollte immer sein Geheimniß bleiben.

Seine Gedanken schweiften unwillkürlich nach jenem Hause bei Schönbrunn. Vor seinem geistigen Augen stiegen die wallenden Nebel jenes trüben Herbsttages auf, in der das Verbrechen geschehen war, nicht los werden, noch tönte in seinen Ohren der Todesschrei, welcher ihn davon überzeugt hatte, daß er Anna nicht mehr zu fürchten brauchte. Er dachte an den Mörder, wie er sich im fernen Australien über das durch ein Verbrechen verdiente Geld freute, und indem er sich noch einmal alle Einzelnheiten vergegenwärtigte, freute er sich, daß er das einzige Hinderniß, welches seinen Plänen entgegenstand, beseitigt hatte.

„Ich muß mich endlich einmal dazu entschließen, nach Mon Bijou zu fahren, um alle Spuren von dem, was sich dort zugetragen hat, zu entfernen. Wenn es nöthig sein sollte, das Haus niederzubrennen, so werde ich es anzünden und den Kaufpreis ersetzen.“

„Die Thür zu jenem Zimmer ist verschlossen wie das ganze Haus — aber es ist besser, wenn ich mich selbst davon überzeuge, daß nichts für mich von dieser Seite zu fürchten ist.

Oft habe ich Gefahren die Stirn geboten und immer gesiegt. Man muß stets alle möglichen Fälle in Erwägung ziehen. Nach der Landtagswahl werde ich Mon Bijou einen Besuch abstatten.“

Unterdessen wanderte Margarethe durch den Wald nach dem Schlosse zurück. Sie erreichte die Stelle, wo ihr Ignaz Kroll seine schrecklichen Entdeckungen mitgetheilt hatte. Ihr Sonnenschirm und ihr Körbchen lagen noch auf demselben Platze.

Als sie sich bückte, um sie aufzunehmen, war es ihr, als ob tausend Jahre seitdem vergangen wären. Mit weit geöffneten starren Augen setzte sie ihren Weg fort, ohne zu wissen, wohin sie ging. Ihr Schmerz und ihre Verzweiflung waren so groß, daß sie keinen klaren Gedanken fassen konnte.

Sie hatte nur einen Wunsch — mit ihren soeben gemachten Entdeckungen Ludwig ins Gesicht zu sehen, welches die Spuren seiner Schuld aufweisen mußte. Sie wollte wissen, ob das Gesicht, das sie einst so leidenschaftlich geliebt hatte, ihr jetzt, wo sie wußte, was an ihrem Mann war, verändert erscheinen würde.

Sie dachte an das Geheimniß, mit welchem er seine Reisen nach Capri umgeben hatte. Jetzt war ihr seine Schuld plötzlich klar. Sie erinnerte sich auch daran, daß er sie während ihrer Hochzeitsreise auf einige Tage allein gelassen hatte, wahrscheinlich um nach Capri zu fahren und die Vorwürfe und Drohungen ihrer Schwester zu entkräften.

Es war schrecklich für sie, daran zu denken, daß sie beide durch ein und denselben Mann zu Grunde gerichtet wurden. Der Gedanke daran, daß er ihrer Schwester, die sie so liebte, den furchtbarsten Schmerz, den ein Mann einer Frau bereiten kann, zugefügt hatte, und daß sie den Platz einnahm, der ursprünglich ihrer Schwester gehörte, machte sie halb wahnsinnig.

War dies der einzige dunkle Punkt in seinem Leben? Wahrscheinlich nicht! Vielleicht hatte er zu dieser Schandthat noch mehrere andere gesellt. Sie dachte an die geheimnißvolle Frau, welche sie aus seinem Zimmer hatte kommen sehen, an sein Schweigen über diesen Besuch, als sie ihn darnach fragte. Er war ein schändlicher Verräther und verächtlicher Betrüger.

Es kam ihr vor, als hätte sich Alles gegen sie verschworen, selbst der heitere Himmel, der über ihr Unglück durch seinen hellen Sonnenschein zu spotten schien.

Als sie das Parkthor passirt hatte, traf sie Dr. Lange, welcher den Kopf gesenkt hielt und ganz in Gedanken versunken schien.

Als sie dicht vor ihm stand, sah er überrascht auf.

Sein Gesicht nahm einen erschrockenen Ausdruck an, als er ihre traurige Miene bemerkte.

„Was ist Ihnen, Frau von Jellinghausen? Sie sind krank,“ sagte er und ergriff ihre Hand, um nach ihrem Puls zu fühlen.

Margarethe schüttelte den Kopf und murmelte:

„Ich glaube, es war zu heiß. Ich werde mich ein wenig niederlegen.“

„Thun Sie das, Sie sehen sehr schlecht aus, gnädige Frau.“

„Ist — das — zweite Frühstück schon eingenommen?“

„Ja, warum? Schon vor einer Stunde. Ludwig wird wohl ins Dorf gegangen sein, um Sie zu suchen. Er war ein wenig beunruhigt über Ihre Abwesenheit. Die Anderen sind wieder auf das Nachbargut gefahren und Ludwig wird Sie nachher wahrscheinlich mit hinüber nehmen wollen. Ich würde aber nicht dazu rathen.“

„Nein, ich werde nicht mitgehen. Warum sind Sie zu Hause geblieben? Für Sie muß es langweilig hier sein,“ meinte sie, indem sie in ihrem gewöhnlichen Tone zu sprechen versuchte.

„Ich will Ihnen die Wahrheit sagen,“ versetzte der Arzt mit einiger Unruhe. „Meine ärztliche Pflicht hat mich hier zurückgehalten, denn in dem Gefängniß=Krankenhause ist ein bösartiges Fieber ausgebrochen. Um die eine der Wärterin bin ich sehr besorgt. Ich habe sie jetzt erst kennen gelernt, es ist eine liebenswürdige Frau und so schön —“

„Meinen Sie Klara Fürst?“

„Ja. Sie erzählte mir, daß Sie eines Tages nach ihr gefragt hätten,“ erwiderte er eifrig, da er erfreut war, von dem Wesen, das ihm ans Herz gewachsen war, erzählen zu

können. „Eine wunderbare Frau, sage ich Ihnen, welche eine schwere Vergangenheit hinter sich haben muß. Vielleicht wird ihr trauriges Leben bald zu Ende sein, denn man hat sie nach der Seuchenstation bringen müssen, da das Fieber bei ihr die schlimmste Form angenommen hat. Ich bin sehr besorgt um sie.“

„Armes Geschöpf. Hoffentlich wird sie wieder genesen. Wenn ich ihr mit irgend etwas dienen kann, so lassen Sie es mich wissen, Herr Doktor. Vergessen Sie es nicht.“

Mit diesen Worten verließ ihn Margarethe und eilte auf das Schloß zu.

Als sie eintrat, begegnete ihr Niemand. Die kühle Luft der großen Zimmer that ihren ermüdeten, thränenschweren Augen wohl. Sie war froh, daß sie allein war. Sie konnte ihre grausamen Gedanken weiter ausspinnen, ihre Zukunft in diesem neuen schrecklichen Lichte betrachten und darüber nachdenken, was sie zu ihrem Manne sagen und mit welchen Worten sie ihm mittheilen wollte, was sie erfahren hatte.

Ungewiß darüber, was sie thun sollte, machte sie vor der Speisezimmerthüre Halt.

Da faßte sie einen plötzlichen Entschluß.

Sie wollte in das Arbeitszimmer ihres Mannes gehen, um nach einem weiteren Beweise zu forschen und Alles zu entdecken. Ihr Kopf glühte, als sie nach dem Flügel des Schlosses eilte, wo sein Zimmer lag.

Ludwig hatte die Thüre nicht verschlossen, sie trat ein, ohne von einem der Dienstboten gesehen zu werden.

Sie stand einen Augenblick still und betrachtete die Bücherreihen, die Flinten und Reitgerten an den Wänden und in den Ecken. An welchem Orte verbarg er die Geheimnisse seines Lebens?

Wo konnte sie den Beweis seiner bösen Thaten finden, damit sie ein Recht hatte, ihn zu hassen? Sie haßte ihn, wenn sie an Anna und an das dachte, was er ihnen beiden zugefügt hatte; aber trotz ihres Hasses überkam sie der glühende Wunsch, daß Alles falsch sein möchte.

„Er betrügt mich und lacht mich noch dazu als leichtgläubige Närrin aus,“ flüsterte sie. „Auf Kosten meiner

Schwester habe ich ein kurzlebiges Glück genossen. Ich allein habe sie ins Unglück gestürzt, weil ich nicht wußte —“

Mit diesen Gedanken ging sie an den Schreibtisch und versuchte die verschlossenen Schubfächer zu öffnen. Sie riß die Bücher von den Brettern und ließ sie achtlos zu Boden fallen. Dann fielen ihre Augen auf den Papierkorb, der mit zerrissenen Papieren angefüllt war.

Wahrscheinlich waren es Briefe, welche er heute Morgen beantwortet hatte. Sie stieß den Korb um und durchsuchte seinen Inhalt, indem sie jedes Stückchen Papier genau betrachtete, um einen neuen Beweis seiner Schuld zu finden. Es waren nichts als Worte, welche keine Bedeutung für sie hatten, bis ihr Blick auf ihren Mädchennamen „Donnerfeld“ fiel.

Von einem neuen Argwohn angestachelt, setzte sie ihre Suche fort. Ihr sonst so liebenswürdiges Gesicht verlor dabei alle Sanftmuth und Milde und nahm statt dessen einen harten, unerbittlichen Ausdruck an.

„Ihr Name, von einer fremden Hand geschrieben. Wahrscheinlich hat ihm irgend Jemand von ihr geschrieben,“ flüsterte sie erregt.

Da war auch das Wort „Anna“ und bald fand sie ein Stück Papier mit den Worten: „Versicherung, so fest wie die heilige Schrift.“

Vor ihren Augen wurde es dunkel, als sie weiter las: „in dem Hause in Passy. Meine Anstrengungen waren vollkommen erfolglos. Es scheint, als hätte ein tiefer Abgrund Anna v. Donnerfeld verschlungen, so vollständig —“

Margarethe verbarg das Stück Papier in ihrem Busen und sprang mit todtenbleichem Gesicht auf.

„Oh, jetzt weiß ich, was für ein Mensch Du bist,“ flüsterte sie mit bebender Stimme. „Jetzt weiß ich, was Du Alles gethan hast? Ich verabscheue Dich. Du suchst meine Schwester, weil Du einen unvorhergesehenen Angriff vor ihr fürchtest, oder weil Du erfahren willst, was aus ihr geworden ist, damit Du sicher bist, daß Du von ihr nichts zu fürchten hast. Oh Himmel, was soll ich mit dem Manne machen, der durch mich das Herz meiner Schwester gebrochen hat. Oh Anna, wenn ich doch gewußt hätte!“

Sie schluchzte und warf sich voller Verzweiflung neben der Chaiselongue nieder.

So lag sie lange Zeit.

Dann nahm sie das Stück Papier aus ihrem Busen und drückte es leidenschaftlich an ihre Lippen.

„Liebe Schwester, ich werde nach Dir suchen und werde Dich finden, wenn Du noch am Leben bist. Wir wollen dann für immer bleiben und uns trösten, damit wir Alles Ungemach vergessen. Aber vorher soll Ludwig v. Jellinghausen seine Schandthaten büßen."

Sie schrack plötzlich zusammen, sie hörte seine Stimme. Er war auf dem Wege zu seinem Zimmer.

24. Kapitel.

Margarethe war wie versteinert bei dem Gedanken, daß ihr Mann im nächsten Augenblick eintreten und ihr ins Angesicht schauen würde.

Ihr Leben, das an seiner Seite bisher so glücklich verlaufen war, würde vernichtet sein, sobald sie ihm Alles erzählte. Als sie an das Fenster trat, um zu sehen, ob er allein sei, hörte sie eine Stimme, welche ihm antwortete.

Sein Begleiter war ein großer, dunkler Mann, der etwas gebückt ging und ein scharf geschnittenes, hartes Gesicht hatte. Er war ihr vollständig unbekannt.

Bei einem großen Fliederbusch machten sie einen Augenblick Halt und sahen auf ein Papier, welches der Fremde in der Hand hielt. Dann schritten sie auf dem Wege zu Ludwigs Zimmer weiter.

„Ich mag ihn jetzt nicht sehen — er darf mich hier nicht finden, da er nicht allein ist."

Das war der erste Gedanke, welcher durch ihr schmerzendes Hirn flog und sie eilte auf die kleine Thür im Hintergrunde zu, welche in ein abseits gelegenes und selten gebrauchtes, kleines Zimmer führte.

Da die Thür nicht verschlossen war, schlüpfte sie schnell in das Gemach, ehe ihr Gatte mit seinem Begleiter eintrat. Margarethe lehnte sich halb ohnmächtig gegen die Thür und

hielt sich an der Klinke fest; ihre Pulse flogen, als sie gewahrte, daß sie von diesem Orte aus Alles, was im Nebenzimmer gesprochen wurde, hören konnte.

Im Hause war es still und dunkel und alle Jalousien heruntergelassen, um das heiße und grelle Sonnenlicht abzuhalten. Sie war in dem Nebenzimmer sicher und konnte ungestört die Unterhaltung der beiden Männer mit anhören.

„Setzen Sie sich, Herr Steiner. Darf ich Ihnen eine Cigarre anbieten? Erzählen Sie mir, was Sie thun wollen. Haben Sie Hoffnung auf Erfolg? Haben Sie keine andere Erklärung ihres Verschwindens? Ich würde sofort tausend Gulden Demjenigen zahlen, der Anna v. Donnerfelds Aufenthaltsort ausfindig machen könnte. Wir müssen sie entschieden wiederfinden oder einen unwiderlegbaren Beweis dafür erbringen, daß sie todt ist.“

Margarethe verstand jedes Wort und hörte, wie Ludwig aufstand und im Zimmer auf und ab ging.

„Kein Herz — kein Gewissen,“ dachte sie, nur mit Mühe ein heftiges Aufschluchzen unterdrückend. „Wie leichtfertig und kühl er von dem Schicksale seines Opfers spricht. Ich hasse ihn!“

„Ich werde mein Möglichstes thun, Herr v. Jellinghausen,“ erwiderte der Mann in besänftigendem Tone. „Ich versichere Ihnen, daß ich meine ganze Energie auf die Lösung dieser Aufgabe verwenden werde. Auch ohne Ihre glänzende Belohnung würde ich diese schwierige Sache übernommen haben, da sie mich interessirt. Ich habe die Spur von Fräulein von Donnerfeld bis zu ihrer Abreise von Paris nach Wien verfolgt, von da ab weiß ich nicht, wo sie geblieben ist. Sie ist indessen in Wien angekommen, da sie das Fräulein ja selbst dort gesehen haben.“

„Ja, ich habe sie im November gesehen,“ versetzte Ludwig und dachte an den Abend, wo er Margarethe vom Tode errettet hatte, als sie hinter dem Fiaker ihrer Schwester herlief.

Der athemlos lauschenden Frau schnürten diese Worte fast die Kehle zusammen.

Er hatte also Anna im November gesehen, während er Margarethe seiner Liebe versichert und die traurige Geschichte

ihrer Schwester, ohne mit einer Wimper zu zucken, angehört hatte. Er wußte ihre Liebe zu gewinnen, während er Anna betrog.

War es nöthig, daß sie noch weiter lauschte? Sie wußte jetzt ganz bestimmt, daß er an dem Unglück ihrer Schwester Schuld hatte und daß ihm deren Aufenthalt ebenso unbekannt war, wie ihr selbst.

Sie hörte Schritte und eine singende Stimme herannahen und verließ ihren Versteck, weil sie von keinem der Dienstboten an diesem Ort gesehen sein wollte.

Sie ging nach der Treppe, welche nach den hinteren Räumlichkeiten des Schlosses führte und begab sich in ihr Boudoir.

Als sie eintrat, stieß ihr Kammermädchen, welches mit Reinmachen beschäftigt war, bei ihrem Anblick einen Schrei aus.

„Fühlen Sie sich nicht wohl, gnädige Frau? Sie sehen sehr schlecht aus. Was ist Ihnen zugestoßen?“

„Nichts, Klara. Ich habe bei der großen Hitze einen Spaziergang gemacht und seit dem Kaffee noch nichts gegessen. Bringen Sie mir etwas Wein.“

Sie sank erschöpft in einen Sessel.

„Soll ich Herrn v. Jellinghausen erzählen, daß Sie krank sind? Vor einigen Minuten habe ich ihn mit einem Herrn zurückkommen sehen.“

„Nein, stören Sie ihn nicht. Holen Sie mir schnell ein Glas Wein.“

Sie mußte ihre Kräfte schonen, ihren Kopf klar halten und rasch handeln.

Sie wartete, bis das Mädchen mit Bisquit und Sherry zurückkam und verzehrte beides mit gieriger Hast, dann schickte sie die Zofe fort, indem sie erklärte, daß sie sich zu Bett legen wollte. Sie stellte sich jedoch neben das Fenster und starrte gedankenlos in die lachende und grünende Landschaft.

An ihrem geistigen Auge zog die Vergangenheit vorüber, die Erinnerung daran, daß sie Ludwig geliebt hatte, quälte sie, da er ihre Schwester unglücklich gemacht hatte. Von jetzt ab war ihr Leben von dem seinigen durch seine schmachvolle Handlungsweise getrennt, sie konnte nicht mehr bei ihm bleiben.

Aber das durfte nicht seine einzige Strafe sein. Sie mußte Annas Unglück und ihr gebrochenes Herz an ihm rächen. Alle seine Täuschungen sollte er schwer büßen. Es konnte ihr nicht genügen, ihm Anklagen und Verwünschungen ins Gesicht zu schleudern, sie wollte ihn peinigen, bis er gleich ihr ohne Liebe und Hoffnung wäre und bis seine Schlechtigkeit das ganze Land erfahren hätte.

Trotzig warf sie ihren Kopf zurück, ein schrilles Lachen kam aus ihrem Munde. Sie sah wie eine Frau aus, welche alle Bitterkeiten durchgekostet hatte und nun der Welt spottete.

„Er soll es büßen. Ich werde meine Rolle ebenso gut spielen, wie er die seinige. Man sagt, die Frauen seien geborene Schauspielerinnen; ich werde ihm zeigen, daß ich eine der geschicktesten bin. Während ich liebenswürdig gegen ihn bin, werde ich seine Stellung untergraben und ihn dem Feinde ausliefern. Aber ich muß von ihm fort, gleichgiltig unter welchem Vorwande. Keinen Tag länger kann ich mit ihm unter demselben Dache wohnen.“

Als Ludwig eine Stunde später an ihre Thür klopfte, schlug sie ihm gegenüber einen verschlafenen Ton an, als ob sie soeben aus dem Schlummer erwacht sei.

„Bleib' draußen,“ rief sie ihm zu, „ich bin so müde und die Thür ist verschlossen. Ich bin zu müde aufzustehen.“

„Ich habe Dich schon den ganzen Morgen gesucht,“ flüsterte er. „Ohne Dich erscheint mir das Haus kalt und leer.“

„So? Hast Du mich wirklich vermißt, Ludwig. Vor einer Weile war ich auf dem Wege zu Deinem Arbeitszimmer, aber ich sah Dich mit Jemand eintreten. War es Dr. Lange?“

„Nein, mein Kind. Es war — ein — Advokat aus — Wien. Wir haben über geschäftliche Angelegenheiten gesprochen.“

„Wirklich? Es geht doch Alles gut?“ fragte sie, indem sich ihre Lippen spöttisch kräuselten, denn sie wußte, daß er log und ihr den Zweck seiner Unterredung verheimlichen wollte.

„Es geht Alles gut; wir sprachen nur über Kleinigkeiten. Warum darf ich nicht hineinkommen, mein Kind?“

„Ich habe Kopfschmerzen, aber nach dem Mittagessen

wirst Du mich sehen. Es ist Zeit zum Anziehen, auf Wiedersehen!"

Eigenthümlich berührt von dieser kühlen Abweisung zog sich Ludwig zurück.

In letzter Zeit hatte ihn Margarethe so sonderbar behandelt und jetzt wollte sie ihn sogar nicht einmal sehen, nachdem er sich den ganzen Morgen nach ihrem Anblick gesehnt hatte. Er war sehr unglücklich darüber. Hatte er die Liebe seiner Frau verloren?

Er nahm sich vor, noch heute Abend offenherzig über diese unerklärliche Erscheinung mit ihr zu sprechen, um zu entdecken, ob sich ein Mißverständniß zwischen ihnen eingeschlichen habe. Wenn ihre Liebe zu ihm nachgelassen haben sollte, hatte das Leben keinen Werth mehr für ihn, denn niemals hatte er sie mehr geliebt als jetzt.

Um sie mit Ehren zu überhäufen und ihr Ansehen in der Gesellschaft zu erhöhen, hatte er sich als Wahl-Kandidaten für den Landtag aufstellen lassen — um sie zu beruhigen, hatte er einen Privat-Detektiv mit den Nachforschungen nach ihrer Schwester Anna beauftragt, damit er ihr eine freudige Ueberraschung bereiten könne.

Sehnsüchtig erwartete er die Zeit, wo er mit seiner Frau zu Mittag speisen wollte.

Sein Herz sprang vor Freude, als er endlich ihre Schritte nahen hörte und als sie in einem rauschenden Seidenkleide von himmelblauer Farbe in das Zimmer trat.

Sie hielt eine Depesche in der Hand und sagte mit sanfter Stimme zu ihm:

„Das ist für Dich. Karl hat mir das Telegramm soeben gegeben."

„Mein Liebling," versetzte er bewegt und nahm die Depesche aus ihrer Hand.

Ohne sie zu öffnen, legte er seinen Arm um ihre Taille und küßte sie.

„Ich fühle mich heute so einsam, als ob Du verreist wärest. Wie freue ich mich, Dich wiederzusehen! Durfte ich wirklich nicht in Dein Zimmer, damit Du schlafen könntest?"

Sie lachte und entwand sich seinen Armen.

„Sei vernünftig. Auf dem Korridor bin ich Bertha begegnet; es würde sich nicht schicken, wenn sie uns bei diesem zärtlichen Tête-à-Tête überraschen würde. Bist Du denn nicht neugierig darauf, was die Depesche enthält? Wahrscheinlich eine politische Angelegenheit."

Sie setzte sich an das Piano und schlug mit der einen Hand nachlässig einige Tasten an, während sie den anderen Arm auf den Notenhalter stützte.

Dabei beobachtete sie ihn jedoch heimlich.

Fragend sah er sie einen Augenblick an, da er die Kälte ihres Benehmens fühlte, und dann riß er das Telegramm auf.

Sein Gesicht zog sich plötzlich zusammen, ein unmuthiger Laut kam von seinen Lippen. Vor seinen Augen flimmerte es, als er die Worte las:

„Um des Himmels willen komm' zu mir. Ich bin in Gefahr. Du weißt, was ich meine. Ich muß Dich sehen. Komm' unverzüglich, sonst bin ich verloren. Komm' sofort nach Capri.

E."

Das Telegramm war aus Neapel.

25. Kapitel.

„Hab' ich Dich endlich gefunden, Du Schelm," unterbrach plötzlich die lustige Stimme Frau v. Steinbachs die unheimliche Stille, welche im Zimmer herrschte.

Mit diesen Worten ging sie auf Margarethe zu, während ihr die anderen Gäste folgten.

Ihre Ankunft verhinderte sie daran, ihren Gatten nach dem Inhalt der Depesche, welche ihn augenscheinlich tief bewegte, zu fragen.

Während sie jedoch die Gäste begrüßte, verlor sie Ludwig nicht aus den Augen, sondern hatte auf jede seiner Bewegungen und Mienen Acht.

Sie sah, wie er das Telegramm in kleine Stücke zerriß, nach dem offenen Fenster ging und sie hinauswarf. Sein Gesicht hatte dabei einen verzweifelten Ausdruck angenommen.

Was hatte das zu bedeuten? Gab es kein Mittel, den Anlaß zu seiner Erregung ausfindig zu machen?

Als Karl meldete, daß das Mahl bereit sei, ging Ludwig auf sie zu, während die Gesellschaft das Zimmer verließ, um sich in den Speisesaal zu begeben.

„Nach dem Essen muß ich Dich verlassen, mein Kind,“ flüsterte er ihr schnell zu mit einem Blick, der ihr zu anderen Zeiten tief ins Herz gedrungen wäre. „Ich habe soeben eine dringende Depesche erhalten, welche mich ins — Ausland — ruft.“

„Ins Ausland,“ wiederholte sie mißmuthig. „Was ist das für eine wichtige Nachricht? Wie kannst Du jetzt, wo die Wahlen vor der Thür sind, Breitenstein verlassen?“

„Aus diesem Grunde muß ich gerade jetzt fort, mein Kind,“ flüsterte er, während sie den Korridor entlang gingen. „Ich muß sofort reisen, um zur rechten Zeit wieder zurück zu sein. Ich bleibe höchstens eine Woche weg und bin noch einige Tage vor dem Wahltag wieder hier. Das Schlimmste daran ist, daß ich Dich verlassen muß. Ich verlasse Dich nur ungern, und wenn es auch nur auf einen Tag wäre.“

Er versuchte dabei vergeblich, ihre Hand zu ergreifen.

„Warum mußt Du denn fort,“ fragte sie kühl. „Oder ist das noch ein anderes Geheimniß, das Du mir nicht mittheilen darfst?“

Er stutzte und sah sie forschend an.

„Margarethe, hast Du kein Vertrauen zu mir? Erinnerst Du Dich nicht, was ich zu Dir gesagt habe und was Du mir versprochen hast?“

Bei diesen Worten sah er sie bittend an.

„Ja,“ versetzte sie leichthin. „Das ist also ein Geheimniß — noch eines?“

„Nein,“ erwiderte er seufzend, „es ist dasselbe. Auch ohne jegliche Erklärung mußt Du mir jetzt Vertrauen schenken, denn mehr darf ich Dir jetzt nicht sagen. Wenn ich erst die Erlaubniß dazu habe, werde ich mich freuen, es Dir mittheilen zu können — denn jeden Gedanken möchte ich mit Dir theilen.“

Unterdessen hatten sie den Speisesaal erreicht.

Ludwig flüsterte: „Beim Essen werde ich nichts von meiner Abreise sagen. Du kannst sie ihnen später mittheilen. Auf diese Weise vermeide ich jede Verzögerung. Mit dem nächsten Schnellzuge werde ich nach Wien fahren. Du wirst Dich wohl einen Augenblick unbemerkt entfernen können, damit wir Abschied von einander nehmen können, mein Liebling.“

Während des Mittagessens spielte Margarethe ihre Rolle gut. Sie lachte vielleicht ein wenig mehr als gewöhnlich, wobei ihre Augen eine Art Fieberglanz hatten, ihre Gäste aber amüsirten sich, da alle in Folge ihres lebhaften Geplauders bei guter Laune waren. Unter dieser heiteren Außenseite verbarg sich ein rachedürstendes und haßerfülltes Herz.

„Seine Gedanken weilen anderswo,“ sagte sie zu sich. „Er ist sehr aufgeregt, trotzdem er sich bemüht, ruhig zu erscheinen. Ob wohl das Telegramm von dem Manne kommt, der ihn heute Morgen besuchte und den er Steiner nannte? Ob es wohl irgend etwas mit Anna zu thun hat? Wahrscheinlich kam es von ihr, sie wird ihn wohl sehen wollen. Es schwindelt mir, wenn ich daran denke, daß ich diesen schlechten Menschen geheirathet habe.“

Endlich wurde die Tafel, welche für zwei von den Tischgenossen von unendlich langer Dauer zu sein schien, aufgehoben.

Margarethe beschloß, ihren Mann reisen zu lassen, ohne ihm Mittheilung davon zu machen, daß sie wußte, welche Vergangenheit er hatte. Wenn er von seiner Reise zurückkehrte, sollte er sie nicht mehr in seinem Hause finden, damit er vor der Welt bloßgestellt wäre.

Als sie Abschied von ihm nahm, war sie ungewöhnlich zärtlich und liebenswürdig, damit er sie in gutem Andenken behalte und ihren Verlust bei seiner Rückkehr um so schmerzlicher empfinde.

Nach dem Abschiede stand sie noch lange auf der Terrasse und lauschte dem Rollen der Wagenräder, welches immer schwächer und schwächer wurde.

Jetzt konnte sie ungehindert ihren Entschluß ausführen und ihm alle die Leiden und Enttäuschungen, die sie um seinetwillen erlitten hatte, verdoppelt zurückzahlen.

Um Mitternacht schlief Alles auf Schloß Eisenhart, nur die junge Herrin nicht, welche unruhig im Empfangszimmer auf und ab ging, da sie auf Jemanden wartete.

Sie sah reizend aus, während sie so unter Palmen und Rosen dahinwandelte, einen schwarzen Spitzenshawl um ihre blassen Schultern und eine Rose in ihrem glänzenden Haar. In ihrem Herzen aber sah es trübe aus, ihr Gesicht zeigte weder Freude am Dasein, noch Seelenruhe.

So litt sie noch mehr wie an dem Tage, wo die Eröffnungen von Ignaz Kroll sie in Angst und Schrecken versetzten, sondern jetzt fühlte sie, daß ihr Herz von Stein war und durch nichts mehr erregt werden konnte.

Sie hatte nur noch ein Gefühl und das war der Haß gegen den Mann, der sie betrogen hatte und bitter dafür büßen sollte.

In diesem Augenblick ertönte von außen das schwache Geräusch leiser Schritte.

Sie hob ihren Kopf, blickte nach der ins Freie führenden Glasthür und gewahrte dort das geisterhafte Gesicht Arthur v. Schönfelds, welcher ohne Weiteres in das Zimmer trat.

Er stand in einer Haltung vor ihr, als ob sie eine Königin und er ein Ritter wäre, der auf ihre Befehle wartete. Sie hatte keine Ahnung von dem Sturm der Gefühle, welchen ihr Anblick in ihm hervorrief.

Die Leiden, welche sie in den letzten Tagen erduldet hatte, machten ihr Gesicht noch anziehender und gaben ihren schönen Augen eine gedankenschwere Tiefe, welche jeden Mann fesseln mußte.

Er maß mit entzückten Augen die berückende Schönheit dieses Weibes, indem er sich mit Genugthuung sagte, daß sie den ersten Schritt zu ihrer Annäherung gethan hatte.

„Sie haben nach mir geschickt, Margarethe, und ich bin gekommen," begann er in dem Tone eines besorgten Freundes.

Sie nickte und sah ihn traurig an.

„Ich bin besiegt, Herr v. Schönfeld," erwiderte sie, unruhig auf und abgehend. „In früheren Tagen sind wir niemals gute Kameraden gewesen. Ich habe nie geglaubt, daß die Zeit kommen würde, wo ich Sie um Ihren Beistand bitten müßte —"

„Denken Sie nicht mehr an die Vergangenheit, Margarethe," versetzte er sanft, „denken Sie nur an die Gegenwart und daran, wie ich Ihnen dienen kann. Wenn es nöthig ist, will ich die rechte Hand für Sie in das Feuer legen."

„Ich danke Ihnen — aber reden Sie mich, bitte, nicht mit Margarethe an. Nennen Sie mich lieber —"

„Wie?" warf er spöttisch ein. „Soll ich Sie vielleicht mit seinem Namen anreden? Sind Sie noch immer stolz darauf, seine Frau zu sein? Was gibt es doch für Frauen?" fragte er scheinbar entrüstet. „Hassen Sie denn nicht diesen Mann?"

Sie wurde sehr blaß und versetzte:

„Sie werden sehen, wie sehr ich ihn hasse. Vielleicht werde ich, wenn er fällt, auch untergehen; aber das ist mir gleichgiltig. Ich werde ihn vollständig vernichten. Das soll meine Rache sein und Sie müssen mir helfen. Wollen Sie?"

Er streckte ihr seine Hand entgegen und sie ergriff sie.

Es war fast ein Jahr her, daß sich ihre Hände berührten, wie Arthur triumphirend bemerkte.

„Mit Leib und Seele werde ich Sie unterstützen, Ihre Rache soll die meine sein. Sie haben ein schreckliches Unrecht erlitten, ich werde mit Ihnen und für Sie kämpfen."

Bei diesen Worten konnte er nur mit Mühe seiner inneren Bewegung Herr werden.

Fast eine Stunde lang unterhielten sie sich in dieser Weise über die gegen Ludwig zu ergreifenden Maßregeln, ehe sie von einander Abschied nahmen.

Von der Thurmuhr schlug es halb zwei Uhr, als Margarethe allein war.

„Wenn ich alle meine Entschlüsse ausgeführt habe, wenn ich ihn entlarvt und verrathen habe, wie er Andere verrathen

hat, dann werde ich Dich suchen und finden, meine liebe Anna.“

Bei diesen Gedanken entrang sich ein tiefer Seufzer ihrer schwer bedrückten Brust.

26. Kapitel.

Es war drei Tage vor der Wahl, als Ludwig von Jellinghausen wieder in Wien anlangte. Er hatte nur noch wenige Meilen bis Breitenstein und wartete auf dem Nordbahnhof, wo er umsteigen mußte, auf den Zug nach seinem Geburtsorte.

Noch niemals war ihm das Warten so schwer geworden, denn Furcht und schlimme Ahnungen durchzogen seinen Kopf — Fragen, auf welche er keine Antwort geben konnte.

Seine Reise nach Capri war erfolglos gewesen. Die Person, welche er dort suchte, war nicht zu finden und mußte in Folge irgend eines geheimnißvollen Ereignisses plötzlich ab gereist sein, nachdem sie das Telegramm abgesandt hatte, welches ihn dorthin berief.

Während dieser Zeit hatte er zwei Mal an Margarethe geschrieben, indem er ihr eine Adresse angab, wohin sie ihre Antwort senden sollte; aber sie hatte nichts von sich hören lassen. Ihre Briefe mußten entweder verloren gegangen sein oder hatten ihn nicht erreicht.

Ebenso merkwürdig war es, daß Hauptmann v. Finkenburg, der ihn sicher erkannt haben mußte, ohne Gruß an ihn vorbeifuhr und sich stellte, als sähe er ihn nicht.

Was hatte das zu bedeuten? Warum war er nicht mehr auf Schloß Eisenhart, da doch alle seine Gäste bis nach der Wahl dort bleiben wollten?“

Während er noch mit diesen Gedanken beschäftigt war, lief ein Eisenbahnzug in die weite Halle ein und seine Augen fielen auf das hastige Treiben der Leute, welche ausstiegen.

Zu seinem größten Erstaunen erblickte er unter der Menge Bertha v. Bingen.

Sie war also auch in Wien?

„Ich bin neugierig, aus welchem Grunde sie abgereist ist,“ sagte er zu sich, indem er nach der anderen Seite des Perrons eilte.

Die Bahnhofsglocke läutete gerade, als er das Fenster des Coupes erreichte, in welchem sie saß. Der Zug fuhr ab, es war zu spät, um mit ihr zu sprechen, aber nicht zu spät, um einen freundschaftlichen Blick von ihr aufzufangen.

Damit begnügte sie sich jedoch und er nahm mit Erstaunen wahr, daß sie ihn ignorirte, obgleich er sie sehr lange in seinem Hause beherbergt hatte und sie zu den besten Freundinnen seiner Gattin zählte.

Wenn er sich auch keiner Schuld bewußt war und den Grund dieses seltsamen Betragens seiner intimsten Bekannten nicht ahnte, überkam ihn dennoch ein merkwürdiges Gefühl des Unbehagens.

„Wenn ich noch mehr von meinen Bekannten begegne,“ dacht er, „und sie behandeln mich alle so, so muß ich schließlich glauben, daß ich ein Ausgestoßener sei. Was wollte sie mit diesem merkwürdigen Benehmen sagen? Was wollte Finkenburg damit sagen? Ich hätte nicht gedacht, daß sie sich so unhöflich gegen mich benehmen würden?“

Trotzdem er wußte, daß er diese Behandlung nicht verdient hatte, und obgleich er sich deswegen sehr beleidigt fühlte, ergriff ihn eine unerklärliche Angst und Hilflosigkeit, wie beim Nahen eines Unglücks, gegen das er sich nicht zu wehren vermochte.

Ungeduldig schritt er auf dem Perron auf und ab, indem er von Zeit zu Zeit nach seiner Taschenuhr sah. Niemals war ihm die Zeit so lang geworden.

Er sehnte sich nach Hause, um Margarethe nach dem Grunde ihres unerklärlichen Schweigens zu fragen. Auch der Umstand, daß seine Bekannten Schloß Eisenhart verlassen hatten und ein seltsames Benehmen gegen ihn zur Schau trugen, beunruhigte ihn.

Als er in seinen Zug stieg, kaufte er sich die Morgenzeitungen, doch legte er sie achtlos bei Seite. Selbst die vor der Thür stehenden **Wahlen** hatten in diesem Augenblick kein Interesse für ihn.

Es war ihm jetzt sehr gleichgiltig, wie sie ausfielen; die Hauptsache für ihn war, daß zu Hause Alles in Ordnung war. —

Während der Eisenbahnfahrt ergriffen ihn dunkle Vorahnungen und als er nach einer dreistündigen Fahrt in Breitenstein aus dem Zug stieg, war es ihm, als erwarteten ihn zu Hause schlimme Nachrichten.

„Ich zittere wie ein Schulknabe,“ sagte er, indem er seine innere Bewegung niederkämpfte und in seinen Wagen stieg, den er telegraphisch zur Station beordert hatte.

War es Einbildung oder sah ihn der Stations-Vorsteher wirklich mit seltsamen Augen an? Auch in dem Blick des Kofferträgers, der sein Gepäck zum Wagen trug, lag ein unverschämter Ausdruck.

Er hätte den Verstand verlieren können. Hatte sich Alles verändert oder war er nur das Opfer seiner krankhaften Einbildungskraft?

Er sprang in den Wagen und ergriff die Zügel.

Der Kutscher übergab sie ihm zwar mit einem sehr ergebenem Gruße, doch war auch dessen Blick halberschrocken — oder schien es ihm nur so?

Ludwig trieb die Pferde zur größten Eile an.

Sollte er den Kutscher fragen? Nein, hatte er so lange gewartet, konnte er auch seine Ungeduld zügeln, bis er in Schloß Eisenhart angekommen war, bis er Margarethe in seinen Armen hielt. Außerdem hätte ihm der Kutscher sicher Mittheilung davon gemacht, wenn sie krank geworden wäre.

Sie erreichten das Parkthor.

Die Höflichkeit, mit welcher der alte Portier die Thore öffnete, erschien Ludwig so ängstlich und beklommen, als ob sich die ganze Welt verändert hätte. Und wie ruhig der Park war. Weder Lärm noch Unruhe war zu bemerken, der Kiesweg zeigte weder Spuren von Wagenrädern, noch von Pferdehufen.

Auch das Schloß war merkwürdig still. Nur sein Kammerdiener Karl, den er zurückgelassen hatte, erwartete ihn an dem offenen Portal.

Eine schreckliche Angst ergriff ihn.

Wie wenn ihn hier eine Unglücksbotschaft erwartete, die ihn im fernen Lande verfehlt habe? Wie wenn er in ein Trauerhaus eintrat? Das hätte zwar die Anwesenheit Finkenburgs und Berthas in Wien erklärt, aber nicht ihre Kälte.

Karl sprang an den Kutschenschlag, während Ludwig die Zügel dem Kutscher übergab.

„Ist Alles munter," fragte er mit klopfendem Herzen.

Der Diener sah ihn mit unverhohlenem Erstaunen an.

„Gnädiger Herr, die Herren und Damen haben das Schloß kurz nach Ihrer Abreise verlassen," begann er mit stockender Stimme.

„Warum? Was ist geschehen? Was hat das zu bedeuten?“ fragte er ungeduldig.

Karl wechselte die Farbe.

„Wissen Euer Gnaden nicht, daß die gnädige Frau —“

„Um des Himmels willen, erzähle,“ unterbrach er ihn heftig, indem er ihn bei der Schulter packte. „Es ist doch kein Unglück geschehen? Sie ist doch nicht krank oder gar todt?"

„Nein, gnädiger Herr. Wie es scheint, wissen Sie noch nicht —" versetzte der Kammerdiener mit ängstlicher und gepreßter Stimme.

„Die gnädige Frau hat das Haus verlassen und der alte gnädige Herr ist in einem der Bauerngehöfte untergebracht worden."

Ludwig sah ihn starr an, aus seinem Gesicht war jede Spur von Farbe gewichen.

„Das Haus verlassen," wiederholte er tonlos.

„Gnädiger Herr, ich habe geglaubt, daß es Ihnen die gnädige Frau geschrieben hat."

„Du meinst, daß sie irgend einen Besuch gemacht hat?" fragte er erwartungsvoll den Diener.

Karl räusperte sich und betrachtete verlegen seine Stiefelspitzen.

„Ich glaube nicht. Ich glaube, daß die gnädige Frau Ihr Haus und Euer Gnaden verlassen hat. Ich bitte den gnädigen Herrn um Verzeihung, daß ich das auszusprechen gewagt habe, aber es scheint Euer Gnaden unbekannt zu sein, was hier Jedermann weiß."

Er stieß die letzten Worte mit schneller und furchtsamer Stimme heraus, denn der erstaunte und beleidigte Blick seines Herrn erschreckte ihn.

„Sind Briefe für mich zurückgelassen worden?“ fragte er barsch, indem er seine innere Erregung sorgfältig vor den Augen seines Dieners verbarg.

„Nein, gnädiger Herr, es sind keine Briefe da. Aber Euer Gnaden werden einige Aufklärung in den Zeitungen finden, welche ich Ihnen, wenn Sie wünschen, bringen werde.“

„Ja, bringe sie her,“ antwortete er nur mit Mühe, denn er fühlte, daß ihn seine Ruhe verlassen würde, sobald er das Haus betreten würde.

Margarethe hatte ihn also verlassen! Seine Freunde waren abgereist und mieden ihn! Seine Diener wußten augenscheinlich Alles, was sich während seiner Abwesenheit zugetragen und wovon er keine Ahnung hatte!

Als Karl zurückkam, ergriff ihn ein Gefühl, das dem eines Verbrechers glich, welchem das Todesurtheil verkündigt wird.

„Ich brauche Dich nicht mehr. Laß' mich allein,“ sagte er, als er das Packet Zeitungen aus der Hand des Dieners nahm.

Als Ludwig allein war, blieb er eine Zeit lang ganz in Gedanken versunken in der Vorhalle stehen. Welche unheimlichen Enthüllungen enthielten diese Zeitungen? Was für einen Todesstreich hatten diese Blätter gegen ihn ausgeführt?

Er war tapfer und besaß das gute Gewissen der Unschuld, aber dennoch zitterten seine Hände, als er endlich die Zeitungen aus einander faltete, welche ihm mittheilen sollten, weshalb ihn seine Frau verlassen hatte.

27. Kapitel.

Die Zeitungen, welche Karl seinem Herrn übergeben hatte, gehörten sämmtlich seiner Gegenpartei an. Das war das Erste, was Ludwig bemerkte, als seine heißen, trockenen Augen die Spalten überflogen, um darin die Aufklärung über die Vorkommnisse in seinem eigenen Hause zu suchen.

Endlich fand er folgenden Artikel, den er mit flimmernden Augen verschlang:

Aus dem Leben Herrn v. Jellinghausens.

Einige Ereignisse aus dem Leben des Kandidaten der Liberalen für den Wahlkreis Breitenstein .... Schloß Eisenhart ist verlassen .... Frau v. Jellinghausen und ihr Vater haben das Haus nach Eröffnungen verlassen, welche ein grelles Licht auf den wahren Charakter dieses Ehrenmannes, der in den Landtag gewählt werden will, werfen .... Das ist die Folge eines unlauteren Lebenswandels und unvorhergesehener Enthüllungen ....

Das Blatt zitterte in Ludwigs Händen, sein Kopf war wüst und es kam ihm vor, als sei er nicht mehr derselbe.

Gedankenlos ließ er seine Blicke bald in den grünen Park schweifen, bald starrte er das altersgraue Gemäuer seines Ahnenschlosses an.

Er befand sich wirklich noch in demselben Hause und doch war es ihm, als führe er nur ein Scheindasein.

Als er sich zum Weiterlesen zwang und die Schmähungen las, die man auf ihn häufte, als er las, wessen ihn seine Frau beschuldigte, und daß ihn seine eigenen Freunde für schuldig hielten, ergriff ihn eine ungeheure Wuth.

Sie glaubten also ohne den Schein eines Beweises diese niederträchtigen Verleumdungen. Damit nicht genug — auch Margarethe glaubte sie und hatte diese Lügen den Zeitungen mitgetheilt.

Er hatte nicht geglaubt, daß das menschliche Herz so viele Schicksalsschläge erdulden konnte. Wenn sich in Folge irgend einer unvorhergesehenen Verwickelung die ganze Welt von ihm abgewandt hätte und nur Margarethe ihm geblieben wäre, so würde ihn das nicht gerührt haben.

Aber so hatte sie ihn verlassen und ihn mit Haß und Verachtung verleugnet und die ganze Welt wußte, daß sie ihn als Schurken betrachtete. In dem sensationellen Zeitungsartikel war vieles sehr dunkel. Die Einzelnzeiten der ganzen Mittheilung waren Niemandem so bekannt wie seiner Frau. Es waren darin keine Namen genannt, aber die ganze Geschichte war so dargestellt, als wäre sie über die ihren Mann

betreffenden Enthüllungen vollständig niedergeschlagen. Er spielte darin die Rolle eines Verräthers und Freigeistes. Sie mußte davon Kenntniß haben, daß in dem Artikel gesagt war, daß ihre Wege von jetzt ab getrennt seien und daß sie ihn nicht wiedersehen wollte.

Mit bitteren Gefühlen stand Ludwig lange Zeit gegen die Thür gelehnt und suchte vergebens nach einem Lichtschimmer in der Finsterniß, die ihn umgab.

Wen konnten sie meinen, wenn sie von einer Frau sprachen, deren Leben er vernichtet haben und der er Alles verdanken sollte? Wie war es möglich, daß solche Verleumdungen Margarethe bethören konnten? Wer hatte ihn hinterrücks angegriffen und wen sollte er dafür zur Rechenschaft ziehen? Wo war seine Frau und ihr Vater?

Die Fragen wirbelten durch seinen Kopf, als er die Vorhalle verließ und sich auf den Weg nach seinem Arbeitszimmer machte.

Eine halbe Stunde lang saß er regungslos da mit seinen Gedanken beschäftigt, welche zahlreiche Furchen auf seinem Gesicht hinterließen.

Sein Herz zog sich krampfhaft zusammen, wenn er an Margarethe dachte und doch zürnte er ihr nicht. Der Gedanke, daß sie ihn hatte für schuldig halten können und daß sie ihn nicht eher verlassen hatte, als bis er seine Reise angetreten hatte, war für ihn sehr schmerzhaft. Er fühlte, daß er ihr diese Handlungsweise nie vergeben konnte.

Sollte er diese That Arthur v. Schönfeld zur Last legen? Sicherlich hatte er, nachdem diese Verleumdungen veröffentlicht worden waren, Alles gethan, um den Haß und die Vorurtheile gegen ihn zu verstärken, und dennoch konnte er den Faden nicht finden, der seinen politischen Gegner mit diesen Lügen verband.

So viel er wußte, hatte Margarethe nicht mit ihm gesprochen, denn Schönfeld hatte sich stets abseits gehalten und wie ein ehrenhafter Mann betragen.

Am Nachmittage aß er allein in dem großen Speisezimmer.

Er ertrug alle Verleumdungen im Bewußtsein seiner

Unschuld und war nur bemüht, den ersten Knoten in diesem schier unlösbaren Gewirr herauszubringen. Er wollte den alten Herrn v. Donnerfeld und seinen Wärter aufsuchen, um von diesem die näheren Einzelnheiten und den Aufenthaltsort Margarethes zu erfahren.

Er wollte sie nicht bitten, ihm ihre Liebe wieder zu schenken, sondern nur genau erfahren, wessen er beschuldigt sei, um sich dagegen zu vertheidigen.

Als er nach dem Essen eine Fahrt nach dem Dorfe machte, war sein Herz hart. Sie sollte erfahren, daß er sie auch kalt behandeln und daß ihr das Unrecht, das sie ihm angethan hatte, nicht so schnell vergeben konnte.

Er fand Herrn v. Donnerfeld in einem sehr kleinen, aber hübschen Hause am Rande des Dorfes.

Wie der Wärter mittheilte, war es nur für einen Monat gemiethet worden, da Frau v. Jellinghausen ihren Vater nach der Wahl nach Wien bringen und wieder Musikunterricht geben wollte, da sie voraussetzte, daß sie unter ihren Freunden viele Schüler finden würde.

Herr v. Donnerfeld war sehr schwach und lag zu Bett. Ludwig wollte ihn nicht sehen, denn seine gelähmte Zunge hätte ihm doch keine Mittheilungen machen können.

„Wissen Sie, wohin Frau v. Jellinghausen gegangen ist?“ fragte Ludwig den Wärter.

„Sie ist augenblicklich in Wien, gnädiger Herr,“ versetzte dieser ein wenig zögernd.

„Wissen Sie ihre Adresse?“

„Ja wohl, gnädiger Herr. Ich bin der Einzige, der sie weiß; Frau v. Jellinghausen hat mir indessen streng anbefohlen, sie Niemandem mitzutheilen.“

„Aber doch mir! Ich muß sie auf alle Fälle sprechen?“

„Ihnen am wenigsten, gnädiger Herr. Ich bitte Sie deswegen um Verzeihung, aber das waren ihre eigenen Worte.“

„Gut,“ sagte Ludwig kühl, „Sie müssen natürlich diesem Befehle gehorchen. Ich habe Sie noch nach etwas Anderem zu fragen, was Sie mir vielleicht mittheilen können. Die gegen mich gerichteten Artikel dieser Zeitungen sind sehr heftig, geben

aber nur wenige Einzelnheiten. Wissen Sie mehr darüber zu erzählen?“

Während er sprach, richtete er seine Augen mit durchbohrenden Blicken auf den jungen Wärter, so daß dieser zur Antwort gezwungen war.

„Ich weiß mehr als irgend Jemand, gnädiger Herr. An dem Tage, an welchem wir den alten Herrn hierher brachten, hörte ich Frau v. Jellinghausen zu ihrem Vater sprechen. Sie erzählte von — ihrer Schwester —“

„Von ihrer Schwester?“ wiederholte Ludwig starr vor Erstaunen. „Was hat ihre Schwester damit zu thun?“

Er verstummte plötzlich.

Es war ihm eine Erkenntniß aufgegangen, die ihn verwirrt machte. Nach Margarethes Meinung war er also für Annas Schicksal verantwortlich. Er hätte das nicht für möglich gehalten und stieß ein rauhes und bitteres Lachen aus.

„In meiner angeblich dunklen Vergangenheit ist also der Name der Frau, welchen die Zeitungen nicht genannt haben, Anna v. Donnerfeld? Das wollen Sie wohl sagen?“

„Ja, gnädiger Herr. Mehr weiß ich nicht,“ versetzte der junge Mann.

Verwirrten Sinnes verließ Ludwig das Haus.

Er wußte kaum, wohin er seine Schritte lenken und was er beginnen sollte.

Schließlich kam er zu dem Entschlusse, zunächst seine Partei davon zu verständigen, daß Alles Verleumdungen seien, und seiner Frau, die ihn so voreilig verdammt hatte, aus dem Wege zu gehen.

Noch an demselben Abend lud er seine politischen Freunde zum Abendessen auf Schloß Eisenhart ein und stellte dabei das alte Vertrauen zu ihm wieder her.

Auch erhielt er von Frau v. Steinbach einen Brief, welcher ihn ihrer unwandelbaren Treue versicherte und mit folgenden charakteristischen Worten schloß:

„Lieber Bruder, ich kenne Dich und weiß, daß Du nicht aus dem Holze geschnitzt bist, aus dem die Verräther gemacht sind. Besuche mich sobald wie möglich. Neulich habe ich mir auf einem Spazierritt den Knöchel verrenkt,

sonst wäre ich schon zu Dir geeilt. Wenn es mir irgend möglich ist, komme ich am Wahltage zu Dir; erlaubt es meine Gesundheit nicht, so werden Dich meine besten Glückwünsche begleiten. Denke nicht schlecht von Deiner Frau, sie ist ein leidenschaftliches Kind ohne Menschenkenntniß, wahrscheinlich hat Dich irgend Jemand bei ihr angeschwärzt."

Diese beruhigenden Worte und das Vertrauen seiner Freunde thaten ihm wohl, aber mit der Nacht kamen auch die Gedanken an Margarethe. Er fühlte sich einsam und verlassen in dem weiten Hause.

28. Kapitel.

Der große Versammlungssaal war zum Brechen voll. Ludwig v. Jellinghausen stand vor seinen Wählern, um sich gegen die von der Presse veröffentlichten Verleumdungen zu vertheidigen.

Während ihn der eine Theil verdammte, glaubte der andere fest an ihn. Nur wenige waren in der Meinung schwankend. Seine Rede war so wirkungsvoll, daß Alle von seiner Unschuld überzeugt waren. Selbst seine Gegner, die aus Neugierde gekommen waren, um zu hören, was er sagen würde, mußten einsehen, daß man ihm Unrecht gethan hatte. Wenn er ein Lügner war, wem sollte man dann Glauben schenken? Wenn dieses Mannes Leben dunkel war, wie man öffentlich behauptet hatte, so mußte sich Jeder vor der Prüfung seines Lebenswandels fürchten.

Als die Versammlung zu Ende war, verließ Ludwig das Lokal durch eine Seitenpforte, um den ihm Glück wünschenden Freunden zu entgehen, und eilte nach dem Gasthofe, wo sein Stallknecht mit dem Pferde wartete.

Die öffentliche Vertheidigung war seine Genugthuung; er wußte zwar, daß ihm der morgige Wahltag eine Niederlage bringen würde, doch hatte er heute Hunderten seine Unschuld bewiesen, trotzdem ihn alle Welt schmählich beschimpft und seine eigene Frau ihn verlassen hatte.

Sicherlich las Margarethe morgen den Bericht über die

heutige Versammlung. Für ihn war es ein bitterer Gedanke, daß sie sich wahrscheinlich über seine Niederlage freuen würde.

Während ihn sein Pferd nach seinem stillen Hause trug, nahm er sich vor, sich nicht um Margarethe zu kümmern und sie selbst dann nicht, wenn sie ihm zufällig begegnen sollte, nach dem Grunde ihrer Handlungsweise zu fragen. Entweder sollte sie selbst ihn aufsuchen oder sie waren für immer geschiedene Leute.

„Guten Abend, Herr v. Jellinghausen," ertönte plötzlich eine volle Männerstimme durch die Stille der Nacht. „Ich freue mich, Sie endlich zu sehen."

Als der aus seinen Träumen Geweckte aufblickte, sah er Dr. Lange vor sich, der ihm zuwinkte, Halt zu machen.

Ludwig hielt mit seinem Pferde an und wartete auf den Arzt.

Was hatte er ihm zu sagen? Verurtheilte er ihn ebenso wie seine anderen Freunde?

Lange reichte ihm die Hand und sagte: „Lieber Freund, ich habe Sie schon mehrmals vergebens zu sprechen gesucht. Ich wollte Ihnen nur versichern, daß ich von der ganzen Geschichte kein Wort glaube. Darf ich Sie nach dem Schlosse begleiten, um mit Ihnen ein Wörtchen unter vier Augen zu sprechen."

Ludwigs Herz sprang vor Freuden, als er diese Worte vernahm. Sie thaten ihm nach seinen trüben Gedanken wohl, er hätte Dr. Lange dafür umarmen mögen.

„Ihre Worte sind Balsam für mich, ich werde sie nie vergessen," war indessen Alles, was er herausbringen konnte. „Kommen Sie mit mir und lassen Sie uns zusammen plaudern."

Er sprang vom Pferde, nahm die Zügel in seinen Arm und ging an der Seite seines Freundes einher. Er bemerkte jetzt erst, daß das Gesicht des Arztes sehr blaß war.

„Sie sehen krank aus, Herr Doktor. Was ist Ihnen zugestoßen?" fragte er.

„So?" versetzte der junge Arzt traurig. „Das ist kein Wunder. Ich habe sehr viel leiden müssen."

„Wie meinen Sie das? Erzählen Sie, Herr Doktor,“ versetzte Ludwig, indem er vertraulich seines Freundes Arm nahm.

„Nein, lieber Freund, Sie haben genug mit sich zu thun. Außerdem wollte ich Sie heute Abend besuchen, um mit Ihnen über die Verleumdungen zu sprechen, die man gegen Sie ausgestoßen hat.“

„Lassen wir die Sache ruhen. Erzählen Sie mir lieber, warum Sie noch in Breitenstein sind und warum Sie mit den Schönwetter-Freunden nicht nach Wien zurückgekehrt sind.“

„Nun gut, ich will es Ihnen erzählen. Ich bin hier geblieben, weil dieses kleine Dorf ein weibliches Wesen beherbergt, welches ich innig liebe. Sie geht mir über Alles. Ich blieb hier, weil sie sehr krank war und ihr Ende nahte. Jetzt weiß ich, daß sie am Leben bleibt und vielleicht einen andern Mann glücklich machen wird. Sie erklärte, daß ich alle Hoffnung aufgeben solle.“

Ludwig antwortete nicht, sondern drückte nur tröstend seines Freundes Hand.

„Das Mädchen, das ich liebe,“ fuhr Lange fort, „ist keine hochgeborene Dame, sondern eine einfache Krankenwärterin, schön, aber ohne einen Kreuzer. Eine traurige Vergangenheit scheint ihr die lachende Welt vergällt zu haben. Sie heißt Klara Fürst und liegt an einem bösen Fieber im Gefängniß-Krankenhause darnieder.“

„Klara Fürst?“ wiederholte Ludwig. „Den Namen habe ich früher schon einmal gehört. — Ach, jetzt erinnere ich mich!“

Er dachte an den schönen Tag, wo Margarethe von einer Spazierfahrt zurückkehrte und ihm von der schönen Wärterin erzählte, die ihr Interesse erregt hatte.

„Nachdem Frau v. Sellinghausen angekündigt hatte, daß sie Schloß Eisenhart und Sie verlassen wollte,“ fuhr Lange fort, „blieb ich noch hier, weil mein Herz hier gefesselt war. Ich schlug meine Wohnung im Gefängniß-Krankenhause auf, um in ihrer Nähe zu bleiben. Ohne daß sie es wußte, verbrachte ich viele Stunden an ihrem Bett. Gestern war alle Gefahr für ihr Leben vorüber. Als ich ihr heute meine Liebe

gestand, raubte sie mir mit zarten, aber entschiedenen Worten jede Hoffnung.“

Er schwieg einen Augenblick, dann fuhr er fort:

„In Folge dessen reise ich ab, sobald die Wahl vorüber ist. Heute Abend wollte ich Sie besuchen, um Ihnen etwas zu erzählen.“

Bei diesen Worten zitterte Ludwig vor Erregung.

Er war zu stolz, um ihn darnach zu fragen, was sich nach Abreise nach Capri auf Schloß Eisenhart ereignet hatte, selbst an seine Schwester hatte er nicht davon geschrieben, obgleich er ihrer Verschwiegenheit sicher war.

Aber jetzt, wo er mit einem Freunde zusammen war, der ihm die Treue bewahrt hatte, überwältigte ihn der Schmerz, den er bis dahin zurückgedrängt hatte. In höchster Aufregung richtete er an Dr. Lange die Frage:

„Erzählen Sie mir Alles, was Sie von dieser unglücklichen Geschichte wissen!“

Der Arzt zündete sich eine Cigarre an und sah Ludwig forschend an, als wollte er in seiner Seele lesen.

„Sie brauchen mir nicht zu versichern, daß sie unschuldig sind. Aber wissen Sie, was für eine Geschichte Ihre Gattin gegen Sie aufgebracht hat?“

„Ich kenne die Geschichte nur in den flüchtigsten Umrissen. Welche Beweise sie dafür zu besitzen glaubt oder warum sie solche schlimme Verleumdungen für wahr hält, weiß ich nicht. Mit dem Namen der Frau, welche ich ihretwegen verlassen haben soll, hält sie zurück.“

„Allerdings,“ versetzte Dr. Lange nachdenklich. „Ich will Ihnen die Geschichte erzählen, wie ich sie auffasse: Am Tage nach Ihrer geheimnißvollen Abreise, welche Ihre Gäste von vornherein gegen Sie einnahm, theilte Frau v. Jellinghausen beim Frühstück mit, daß sie sich zu ihrem Bedauern genöthigt sehe, die Gesellschaft auf Schloß Eisenhart aufzulösen, da es ihr unmöglich sei, länger unter Ihrem Dache zu bleiben. Ihr Vater und sie selbst würden sofort abreisen.“

„Als Frau v. Steinbach sie um eine Erklärung dieser überraschenden Mittheilung bat, versetzte sie sehr ruhig, daß sie einige Vorgänge aus Ihrer Vergangenheit erfahren hätte, welche

sie aufs Aeußerste erbitterten. Hätte sie diese vorher gekannt, meinte sie, so hätte sie sich eher die rechte Hand abgeschlagen, als Sie geheirathet. Sie wären ihr Feind, dessen Untergang sie kaum für den Kummer entschädigen könnte, den Sie ihr angethan hätten.“

Seine Worte waren für Ludwig Keulenschläge und doch hörte er mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zu.

„Fahren Sie fort,“ keuchte er. „Erzählen Sie mir Alles!“

„Wie eine Heldin vertheidigte Sie Frau v. Steinbach und verlangte Beweise. Mit stolzer Miene lehnte es Frau von Jellinghausen ab. Wenn ihre eigene Abreise ihr kein genügender Beweis sei, könnte ja ihre Schwägerin bleiben, ihr selbst sei das Haus verhaßt, sie könne nicht eher freien Athem schöpfen, bis sie es verlassen hätte, um nie wieder zurückzukehren.“

„Es war ein böser Augenblick, lieber Freund. Ihre Gattin sagte, sie wüßte nicht, wohin Sie gereist seien, Sie seien durch ein geheimnißvolles Telegramm, wie sie es seit Ihrer Hochzeit schon öfter erhalten hätten, abgerufen worden. Das sah allerdings verdächtig aus. Ich bemerkte, daß alle, mit Ausnahme von Frau v. Steinbach und meiner eigenen Person, ein ungünstiges Vorurtheil gegen Sie gefaßt hatten. Am Nachmittage reiste Ihre Gattin ab und die Gesellschaft zerstreute sich in alle Winde. Auch Ihrer Schwester wurde der Boden unter den Füßen zu heiß, sie verließ das Schloß, ebenso wie übrigen Gäste. Ich wundere mich, daß Sie bei Ihrer Rückkehr nicht anwesend war, denn sie wollte am Wahltage auf alle Fälle hier sein.“

„Ist das Alles, was Sie wissen? Geschah weiter nichts?“

„Oh ja. Offen gestanden, nahm Sie Ihre Gattin in Schutz, obgleich sie augenscheinlich schwer litt und vollständig niedergeschmettert war. Es fiel mir auch auf, daß sie die Aufmerksamkeit von der Frau, deren Leben Sie mit kaltem Blute vernichtet haben sollen, abzulenken suchte, denn wenn sie von ihr sprach, zitterte sie, so daß ich glaubte, sie würde jeden Augenblick umsinken.“

„Frau von Steinbach bat um ihren Namen, sie weigerte

sich aber, ihn zu nennen, und fügte hinzu, sie wolle sie nicht verrathen, da sie genug gelitten habe."

Unterdessen hatten sie das Parkthor erreicht.

Bevor sie in den Park traten, machte Ludwig einen Augenblick Halt.

„Wenn ich nur wüßte," begann er, „wie es möglich war, daß sie diese ungeheuerlichen Verleumdungen für wahr hielt."

Dr. Lange legte seine Hand vertraulich auf seine Schulter und sah seinen Freund mit einem treuherzigen Blicke an.

„Ich weiß," antwortete er, „welcher Feind Sie während Ihrer Anwesenheit vernichten wollte; ich weiß, wer Ihrer Gattin diese Lügen zugeflüstert und sie ihr nach seiner teuflischen Art bewiesen hat. Ich hätte es Ihnen schon bei Ihrer Ankunft mitgetheilt, wenn nicht meine Gedanken auf die im Sterben liegende, geliebte Frau gerichtet gewesen wären."

„Sein Name? Ach, hätten Sie ihn doch früher genannt," rief Ludwig mit heiserer Stimme aus, indem er den Arm seines Freundes umklammerte.

In diesem Augenblick ertönte der schnelle, regelmäßige Hufschlag eines Pferdes durch die Stille der Nacht.

Wie auf Verabredung hielten sie plötzlich in ihrer Unterhaltung inne, um zu sehen, wer der Reiter sei. Wie ein Gespenst kam er näher und näher, bis sie ihn in dem matten Lichte der hellerleuchteten Fenster des Thorhauses erkennen konnten.

Es war Arthur v. Schönfeld.

Im schnellsten Trabe ritt er an ihnen vorbei, indem er nur einen flüchtigen Blick auf die beiden am Thore stehenden Männer warf.

„Arthur v. Schönfeld! Er ist der heimliche Verleumder, der die Lügen über mich verbreitet hat," rief Ludwig mit verächtlicher und wutherfüllter Stimme. „Habe ich Recht?"

„Ja wohl. Am Abend Ihrer Abreise war ich im Gefängniß-Krankenhause und kehrte erst sehr spät zu Fuß zurück. Als ich am Thore des Schlosses war, zog mich helles Licht aus dem Salon unwillkürlich an, so daß ich an das Fenster trat und hineinsah."

„Was ich dort sah, setzte mich in Erstaunen. Frau von Jellinghausen lehnte sich erschöpft gegen einen Sessel, während jener Schurke ihre Hand ergriffen hatte und eindringlich mit ihr sprach. Ich konnte nichts hören, sie aber lauschte erschrocken und zitternd seinen Worten."

„Das ist der Mann, der sie vernichten wollte. Die Flucht Ihrer Gattin hat er ebenso verursacht, wie er Ihre Ehre zu besudeln versucht hat. Verlangen Sie Genugthuung von ihm!"

Mit diesen Worten schloß er seine Erzählung, indem er Ludwig auf die Schulter klopfte.

„Jetzt sehe ich klar," antwortete er rasch. „Ich weiß jetzt, was ich zu thun habe. Wenn der Verräther morgen den Sieg erringt, gibt es keine Gerechtigkeit mehr auf Erden. Treten Sie ein."

Als sie in das Vorzimmer des Schlosses traten, kam ein Diener auf sie zu.

„Gnädiger Herr, ein Mann aus Wien wartet auf Sie," sagte er. „Er befindet sich im Arbeitszimmer."

„Wie heißt er?"

„Herr Steiner, gnädiger Herr."

„Ah!"

Ein Lichtstrahl erhellte Ludwigs trübes Gesicht.

„Ich werde ihn sogleich empfangen. Machen Sie es sich unterdessen bequem, Herr Doktor."

Als er in sein Arbeitszimmer trat, rauchte der Detektiv mit der größten Seelenruhe eine Cigarre, als ob sein Geschäft zu den angenehmsten der Welt gehörte.

„Gnädiger Herr, ich habe sehr interessante Neuigkeiten," sagte er lächelnd zu Ludwig.

„Wirklich," versetzte er mit klopfendem Herzen, da er daran dachte, daß die Auffindung von Anna v. Donnerfeld jetzt für ihn eine viel größere Wichtigkeit hatte, als vor einer Woche.

„Sind Ew. Gnaden sicher, daß wir nicht belauscht werden?" fragte Steiner, indem er seine Adleraugen durch das Zimmer schweifen ließ.

„Gewiß. Was haben Sie entdeckt? Ich bin sehr neugierig. Wissen Sie, wo sich Anna v. Donnerfeld aufhält?"

„Nein, gnädiger Herr, so weit reichen meine Nachforschungen noch nicht. Aber ich weiß, wo sie zuletzt gesehen worden ist, wo sie sich aufhielt und mit wem sie zusammen war. Ich will Ihnen den Namen ins Ohr flüstern, gnädiger Herr, denn auch die Wände haben manchmal Ohren."

29. Kapitel.

„Hier haben Sie eine schöne Tasse Thee, Frau Fock. Ich habe Ihnen auch einige Scheiben selbstgebackenes Weißbrot und etwas Schinken mitgebracht."

Mit diesen Worten betrat Frau Basch ein niedliches und sauberes Schlafzimmer, in dessen weißbezogenem Bett eine junge Dame lag, die ihren Kopf auf den Ellbogen stützte. Sie wandte sich müde nach ihrer Wirthin um, wobei ein schwaches Lächeln ihre blassen Lippen umspielte.

„Geben Sie mir eine Tasse Thee, Frau Basch. Essen kann ich aber nichts," sagte sie, indem sie sich im Bett aufrichtete und mit den Händen durch ihre aufgelösten Haare fuhr.

„Das thue ich nicht. Sie müssen auch essen, Frau Fock. Seitdem Sie gestern ermüdet von ihrer Reise hier angekommen sind, ist nicht so viel über Ihre Lippen gekommen, um einen Greis zu sättigen, viel weniger eine junge Frau, welche sich ihre Kraft und Gesundheit zu erhalten suchen sollte. Nehmen Sie wenigstens ein Scheibchen Weißbrot!"

Frau Fock gehorchte und die Wirthin zog sich befriedigt zurück.

Wer sich unter dem Namen „Frau Fock" verbarg, können unsere schönen Leserinnen unschwer errathen. Ihre braunen Augen, welche jetzt tief in ihren Höhlen lagen, strahlten noch vor wenigen Tagen vor Liebeslust und Lebensfreude, als sie durch die weiten Zimmer von Schloß Eisenhart eilte — die glückliche, geliebte Gattin Ludwigs von Jellinghausen. Es kam ihr jetzt vor, als sei es schon sehr lange her.

Welche Veränderungen waren in den letzten vierzehn Tagen mit ihr vorgegangen. Ein plötzlich aufflammender Haß hatte ihre Liebe zerstört, ein fressender Argwohn war an die Stelle hingebender Treue getreten und der glühende Wunsch, sich an dem Manne zu rächen, den sie einst angebetet hatte, ließ kein anderes Gefühl mehr in ihr aufkommen.

Nachdem sie sich etwa acht Tage in Wien aufgehalten hatte, war sie nach Breitenstein gereist und hatte sich unter einem angenommenen Namen bei einer Frau eingemiethet, die ihre glückliche Vergangenheit nicht kannte. In aller Ruhe konnte sie hier den Ausgang der Wahlen abwarten.

Sie kleidete sich langsam an, da sie in Folge der vielen seelischen Erinnerungen sehr schwach war.

Mit Schaudern betrachtete sie ihr Bild im Spiegel. Wie vergrämt und streng ihre Gesichtszüge geworden waren, alle Sanftmuth und Liebenswürdigkeit, welche ihr Antlitz früher so anziehend gemacht hatte, war daraus in Folge der verheerenden Seelenstürme verschwunden.

Ja, sie war jetzt ein haßerfülltes, grausames Weib geworden! Sie hatte einem Manne großes Vertrauen geschenkt — jetzt glaubte sie an Niemanden mehr.

„Arthur v. Schönfeld will mir heute schreiben, wie seine Aussichten sind. Ah, da ist sein Bote schon,“ rief sie aus, da sie durch das offene Fenster einen Dorfjungen auf das Haus hatte zueilen sehen.

Ihre Augen nahmen einen Fieberglanz an, als Frau Basch einen Brief brachte, welchen sie hastig erbrach.

Schönfeld schrieb:

Meine liebe Freundin!

Wir werden auf alle Fälle gewinnen, da Jellinghausen nicht einen Schein von Aussicht hat. Er hat sich zwar zu rechtfertigen gesucht, indem er sich als beleidigte Unschuld und als Märtyrer hinstellte, ich werde aber dennoch siegen und Sie rächen. Daß Sie durch seine Niederlage gerächt werden, ist mir mehr werth, als mein persönlicher Erfolg, denn er hat Ihr Leben zerstört. Heute Abend um 10 Uhr wird das Wahlresultat bekannt sein. Sie werden die Erste

sein, der ich meinen Sieg — oder meine Niederlage — mittheilen werde.

Beifolgend sende ich Ihnen einige Zeitungsausschnitte, welche Sie interessiren dürften. Unter diesen befindet sich ein Bericht über die Rede, welche er gestern hielt — eine Rede, welche aufs Neue beweist, was er für ein Erzheuchler ist.

Wenn es möglich ist, werde ich Sie morgen besuchen.

Mit den aufrichtigsten Versicherungen meiner Freundschaft verbleibe ich

Ihr ergebener

Arthur v. Schönfeld.

Sie übergab dem Boten ihre Antwort und setzte sich dann an das kleine Fenster, welches auf die Dorfstraße hinausging.

Eine Schaar von angeheiterten, mit ihrem Sonntagsstaate bekleideten Leuten kam die Straße herauf. Breitenstein feierte heute seinen Feiertag.

Die Leute riefen laut und ließen Jemanden hoch leben — wen, konnte Margarethe nicht verstehen. War es Schönfeld oder Jellinghausen?

„Derjenige, welchem sie zujauchzen, wird gewinnen,“ flüsterte sie erröthend. „Ich werde es als ein Omen betrachten.“

Die Schaar kam näher und näher — sie war jetzt dicht an ihrem Fenster.

Margarethe trat hinter die Vorhänge und sah auf die Menge herab, welche „Gott erhalte Franz, den Kaiser“ sang.

Nachdem eine Strophe verklungen war, johlten die Leute: „Es lebe Schönfeld, der Beschützer des Volkes!“

„Nieder mit Jellinghausen!“

„Wir wählen keinen Schuft!“

„Hoch Schönfeld!“

Mit zitternder Brust sah sie auf die exaltirte Menge herab, sie fühlte, daß ihr Mann unterliegen würde. Er wurde heute dafür bestraft, daß er ihre Schwester Anna und sie selbst betrogen hatte.

Auf diese Weise neigte sich der Tag seinem Ende zu.

Der Name Schönfeld erfüllte noch oftmals die Luft, so daß sein Sieg nicht zweifelhaft schien.

Als die untergehende Sonne das kleine Zimmer mit flammender Röthe überzog, ertönte auf der Straße das Rollen von Wagenrädern.

Margarethe eilte ans Fenster, fuhr aber aufs Höchste erschrocken zurück.

An der Hausthür hielt ein kleiner Wagen, aus welchem ihr Vater von dem Wärter gehoben wurde.

„Armer, alter Herr," hörte sie Frau Basch, welche zur Hilfe aus dem Hause geeilt war, rufen. „Ihm ist wohl während der Fahrt schlecht geworden? Er sieht aus, als wollte er nie wieder die Augen öffnen. Jesus, Maria, es ist ja der alte Herr v. Donnerfeld. Das Unglück auf dem Schlosse hat ihn wahrscheinlich krank gemacht; er grämt sich um seine Tochter."

Wie vom Donner gerührt sah Margarethe in das stille, blasse Gesicht ihres Vaters, über welches schon der Tod seine Schwingen gebreitet zu haben schien.

Sie wollte ihn morgen besuchen, nachdem sich die Aufregung über die Wahl gelegt hatte und dann mit ihm zusammen nach Wien fahren; aber jetzt —

Ein plötzlicher Gedanke durchzuckte sie, sie sprang auf und eilte nach dem Zimmer, in welchem ihre Wirthin den alten Herrn untergebracht hatte.

„Vater!" sagte sie leise und bittend.

„Frau v. Jellinghausen!" rief der Wärter, vor Erstaunen zurückprallend.

Bei diesem Ausruf machte Frau Basch große Augen, sie beherbergte also die Schloßherrin.

Sie war jetzt stolz darauf, daß sie ihr Haus als Zufluchtsort gewählt hatte, denn die Geschichte von der geheimnißvollen „Frau Fock" mußte ihr im ganzen Dorfe ein unbedingtes Ansehen geben und den Gesprächsstoff für viele Monate liefern.

„Stirbt er," schrie Margarethe laut auf, indem sie sich über den anscheinend leblosen Körper ihres Vaters beugte und ihre Hand an seinen Puls legte. „Gütiger Gott, laß ihn nicht

so elend sterben! Laß ihn am Leben, ich will ihn wieder glücklich machen!“

Der Wärter sah dem alten Mann ins Gesicht und bemerkte die Zeichen des herannahenden Todes in seinen Zügen.

„Ich glaube, es ist zu Ende, gnädige Frau,“ versetzte er.

„Aber sterben, ohne ein Wort zu sprechen, ist doch schrecklich,“ seufzte sie und küßte leidenschaftlich die Lippen, welche schon so lange stumm waren.

Der flehende Ton ihrer Stimme und die zärtliche Liebkosung schien ihn noch einmal ins Leben zurückzurufen, er öffnete weit seine Augen, als wollte er Alles mit einem einzigen Blick erfassen.

Dann trat etwas sehr Seltsames ein.

Er hob seine Hand, welche nun schon so viele Monate regungslos war, zitternd empor und legte sie auf ihr Haupt, seine Lippen bewegten sich.

„Sprich, sprich, lieber Vater!“ schrie sie leidenschaftlich auf, indem sie ihn heftig umarmte und ihr Ohr seinem Munde nahe brachte.

Er winkte langsam mit der Hand, damit sich der Wärter und Frau Basch entfernen sollten.

Als Vater und Tochter allein waren, fuhr er mit seiner Hand liebkosend über ihr dunkles Haar, seine Augen ruhten dabei mit einem Blicke, der voll Liebe, Kummer und Rührung war, auf ihrem lieblichen, schmerzbewegten Antlitz.

„Margarethe — kehre — nach — Eisenhart — zurück,“ kam es in gurgelnden Tönen von seinen zusammengepreßten Lippen. „Bitte — ihn — um — Vergebung.“

„Aber Vater, Du hast doch gehört, was ich Dir damals erzählt habe, als Du nur zuhören und nicht antworten konntest,“ warf sie voller Verzweiflung ein. „Du sagst mir, ich solle zu — ihm zurückkehren — zu ihm! Hast Du Anna ganz vergessen?“

In seinen starren Augen leuchtete es plötzlich auf, mit einer gewaltsamen Anstrengung richtete er sich auf und streckte seine Hand aus:

„Der Brief — damals — an jenem Abend — war — von Anna. Ich — hatte ihn — gelesen. Er wußte — daß sie es — mir mitgetheilt hatte — und — suchte mich auf. Wir kämpften — um — den Brief. Ich fluchte ihm — und fiel dann zur — Erde. Des Teufels Name — ist — Schönfeld!"

„Nein, nein," schrie Margarethe zum Tode erschrocken auf, indem sie ihre Hände voller Verzweiflung zusammenschlug. „Das ist nicht möglich, Vater! Du sprichst im Fieberwahn — Du weißt nicht, was Du sagst! Nimm Deine Worte zurück."

„Arthur v. Schönfeld," murmelte er mit ingrimmigem Hasse. „Ich bin bei vollem Verstande — Gott hat mir noch einmal die Sprache wiedergegeben. Arthur v. Schönfeld!"

Er zuckte heftig zusammen, sank auf sein Lager zurück und war todt.

Margarethe stand wie vom Schlage gerührt, in ihrem schmerzenden Hirn rasten wilde Gedanken durcheinander.

30. Kapitel.

Lange Zeit betrachtete Margarethe den Todten mit thränenlosen Augen, dann tappte sie sich, wie mit Blindheit geschlagen, nach der Thür, öffnete sie und rief mit ersterbender Stimme:

„Es ist zu Ende!"

„Er sprach mit Ihnen, gnädige Frau, bevor er starb," stammelte der Wärter verwirrt. „Das kommt hin und wieder vor, wie durch ein Wunder —"

„Ja, er sprach noch einmal mit mir. Gehen Sie zu ihm, ich muß einen Augenblick allein sein," versetzte sie mit halb erstickten Schluchzen.

Es schien ihr eine Ewigkeit zu währen, ehe sie ihr Zimmer erreichte.

Die jüngste Vergangenheit sank vor ihr zusammen. Ihr Haß und ihre Rachsucht war ihr jetzt unbegreiflich. Sie hatte ihren Gatten vernichtet und sich an den Mann, den sie hätte ins Verderben stürzen sollen, gehängt. Was sollte sie jetzt

thun, fragte sie sich schaudernd. Sie sah keinen Ausweg, es war zu spät.

In diesem Augenblick ertönte von der Straße her laute Musik.

Heisere Kehlen riefen den Namen, den ein Sterbender soeben mit haßerfülltem Herzen genannt hatte.

„Hoch Schönfeld! Er hat gewonnen! Der Mann, der die Rechte des Volkes verficht. Auf nach Trachtenberg, wir wollen ihm ein Hoch ausbringen!“

Auf seinem Landsitze befand sich der Mann, der den Sieg errungen, während sie Alles verlor.

Ohne zu wissen, was Sie nun beginnen sollte, zog sie sich an und hüllte ihr Gesicht in einen dunklen Schleier. Im Hause war Alles still, es war für sie ein Leichtes, ungesehen auf die Straße zu eilen.

Als die stille Nacht sie umfing, blieb sie einen Augenblick stehen und versuchte sich vergeblich darauf zu besinnen, in welcher Richtung Trachtenberg lag. Sie taumelte wie ein Seekranker. Schließlich kam sie auf den Gedanken, der lärmenden Schaar zu folgen.

Während sie dem Klange der Musik folgte, suchte sie über ihre schwierige Lage ins Reine zu kommen und einen Entschluß zu fassen. Sie mußte jetzt handeln und Schönfeld über seine dunklen Thaten und Verleumdungen zur Rede stellen.

Nach kurzer Zeit befand sie sich vor seinem Hause. Es war hell erleuchtet, die lärmende Schaar drängte sich an seiner Thür.

Durch diese aufgeregte und angeheiterte Menge bahnte sich Margarethe furchtlos ihren Weg. Von der Straße aus konnte sie in das größte Zimmer des Hauses sehen, worin sich höchst wahrscheinlich Arthur v. Schönfeld befand. Sie konnte, ohne daß es auffiel, zu ihm gelangen, denn sein Haus stand heute einem Jeden offen.

Als sie die Thür seines Zimmers erreicht hatte, hörte sie Stimmen, unter denen sie deutlich die Stimme Schönfelds unterscheiden konnte.

Sie machte Halt, denn es war nutzlos, ihn jetzt zu sprechen, da er nicht allein war.

Unterdessen näherte sich ihr ein Dienstmädchen, welches sie fragend anblickte.

„Sie wollen Herrn v. Schönfeld sprechen?“

„Ja, aber er ist nicht allein,“ versetzte Margarethe. Sie war froh, daß der dichte Schleier ihr Gesicht vollständig verbarg.

„Gehen Sie in das Speisezimmer zur rechten Hand, gnädige Frau, dort wird der gnädige Herr sogleich das Abendessen einnehmen.“

Sie schob dabei Margarethe in ein kleines, viereckiges Gemach.

„Was soll ich dem gnädigen Herrn bestellen?“

„Sagen Sie ihm, eine Dame erwarte ihn,“ versetzte Margarethe.

Als das Mädchen sie verlassen hatte, wurde sie von den seltsamsten Visionen heimgesucht. Es war ihr, als hörte sie die Stimme ihres Vaters den Namen des Verführers seines Kindes rufen.

Auch Ludwig erschien vor ihrem geistigen Auge. Sie sah ihn mit gestütztem Haupte in seinem Arbeitszimmer sitzen und über seine heutige Niederlage grübeln.

Unwillkürlich näherte sie sich dem Tische, nahm ein Messer und steckte es in ihren Busen.

Kaum war das geschehen, als Arthur v. Schönfeld in das Zimmer trat.

Sein Gesicht war von Wein geröthet, der Abglanz seines Wahlerfolges leuchtete in seinen Augen. Im ersten Augenblicke erkannte er sie nicht, als sie aber ihren Schleier zurückschlug, stieß er einen Freudenschrei aus.

Ueberrascht und entzückt von ihrem unerwarteten Besuche eilte er auf sie zu.

Mit dem Rufe „Margarethe!“ suchte er ihre Hand zu ergreifen, sie aber wies ihn stolz und kalt zurück.

„Sprechen Sie hier nicht meinen Namen aus,“ sagte sie ruhig. „Ich habe keine Lust, noch länger für Breitenstein den Gesprächsstoff zu liefern.“

Er wußte sich diese Abneigung nicht zu erklären und machte für ihre plötzliche Kälte die Leiden, die sie in der letzten

Zeit erduldet hatte, verantwortlich. Warum war sie zu ihm gekommen, fragte er sich.

Ungeachtet ihrer wild aufleuchtenden Augen versuchte er noch einmal ihre Hand zu fassen und sie nach einem Sessel zu führen, aber auch dieses Mal leistete sie ihm Widerstand.

„Geben Sie mir gefälligst etwas Wasser,“ sagte sie in brüskem Tone.

Als er sich nach dem Tische umwandte, suchte sie mit zitternden Fingern das Messer in ihrem Busen, aber ihr Körper war schwächer als ihr Geist, sie ließ die erhobene Hand kraftlos sinken und lehnte sich gegen einen Sessel, um nicht umzusinken.

„Es thut mir leid,“ begann Arthur mit weicher Stimme, „daß ich Ihnen Schmerz bereiten mußte, als ich Ihnen die Binde von den Augen riß. Es ist oft grausam, die Wahrheit zu hören. Sie sehen besorgnißerregend aus. Trinken Sie noch mehr Wasser, armes Kind. Wie freue ich mich, Sie zu sehen; aber ich möchte Sie gerne glücklich wissen!“

Er beugte sich zu ihr nieder, so daß sein nach Wein duftender Athem ihre Wangen berührte. In welche Worte sollte sie ihren Haß kleiden?

In diesem Augenblick klopfte es an der Thür, so daß Margarethe erschrocken zusammenfuhr.

„Verbergen Sie sich hinter den Vorhängen dort,“ flüsterte er. „Warten Sie dort einen Augenblick. Es ist nur mein Diener Johann mit dem Abendessen.“

Sie verbarg sich zitternd hinter den schweren Falten des Vorhanges, bis der Diener das Zimmer verlassen hatte. Arthur zog einen Stuhl an den Tisch für sie heran, an welchen er sich ebenfalls setzte.

„Wollen Sie ein wenig mit mir essen?“

„Nein,“ versetzte sie.

„Nehmen Sie wenigstens ein Glas Wein. Danach werden Sie sich besser fühlen. Aus welchem Grunde haben Sie mich denn heute Abend aufgesucht? Es freut mich außerordentlich, Sie in meinem Hause zu sehen.“

Er hob dabei ein gefülltes Champagnerglas in die Höhe.

„Trinken Sie! Sie bedürfen der Stärkung. Sie sehen sehr schlecht aus!"

„Danke," versetzte sie ablehnend.

Sie hätte ihn erdolchen können, während er sich im vollen Gefühle seines Sieges, den sie ihm hatte erringen helfen, zum Essen anschickte.

„Dann müssen Sie mir gestatten, meinen Appetit zu stillen. Ich bin sehr hungrig. Und nun erzählen Sie mir, warum Sie mich besucht haben. Weil wir gesiegt haben? Jellinghausen ist unser beider Feind, Margarethe."

Wie von einer Tarantel gestochen fuhr sie auf: „Haben Sie wirklich gewonnen?"

„Gewonnen? Das habe ich schon lange gewußt, jetzt handelt es sich nur noch darum, zu erfahren, wie groß mein Sieg ist. Wir haben uns an Jellinghausen gerächt."

„Nun, dann will ich Ihnen erzählen, weshalb ich hierher gekommen bin," unterbrach sie ihn mit zornsprühenden Augen. „Ich bin nicht gekommen, um Ihnen zu Ihrem Wahlsiege zu gratuliren, sondern um alle Ihre Schändlichkeiten aufzudecken."

31. Kapitel.

Arthur ließ vor Ueberraschung die Gabel fallen — das hatte er nicht erwartet. Seine Weinlaune war mit einem Male verflogen.

Wie eine Rachegöttin stand sie vor ihm.

„Sie sind von Sinnen," stöhnte er endlich, indem er den Erstaunten spielte.

„Nein, ich war es," versetzte sie scharf, indem sie ihn nicht aus den Augen ließ. „Ich war von Sinnen, daß ich an der Treue und Ehrlichkeit des besten Mannes der Welt zweifelte."

„Bitte, verschonen Sie mich damit. Sind Sie hierher gekommen, um Loblieder auf Ihren kostbaren Gatten zu singen? Sie haben sich deshalb sehr in Unkosten gestürzt, denn Ihrem guten Rufe wird es sicher nicht von Vortheil sein, wenn man Sie hier mit mir allein sieht."

Er sah kühl und keineswegs erschrocken aus, in Wirklichkeit aber war er sehr enttäuscht und hegte die größten Besorgnisse. Was konnte sie erfahren haben? Konnte seine politische Stellung durch sie erschüttert werden? Er sah sofort ein, daß er nicht im Stande war, ihr Herz zu gewinnen. Alle seine Luftschlösser stürzten ein.

Wahrscheinlich wußte sie die Wahrheit. Aber konnte sie Beweise liefern? Konnte sie ihm schaden?

„Müssen Sie Ihre Rolle noch weiter spielen?“ fragte sie. „Sie denken, ich bin unzurechnungsfähig. Sie denken, ich weiß nicht Alles.“

Die heimliche Furcht, welche Verbrecher stets hegen, war niemals von ihm gewichen.

Bei ihren letzten Worten gedachte er des Gartenhauses bei Schönbrunn und der Frau, die er dort hatte einsargen lassen. Wie wenn man Verdacht geschöpft hätte und das Haus hatte öffnen lassen?

Wie wenn ihn Margarethe jetzt, wo er auf der Höhe stand, seinen Haß und seinen Ehrgeiz befriedigt hatte, zur Rechenschaft für seine dunklen Thaten zog?

Mit zitternder Hand ergriff er ein Glas Champagner und leerte es auf einen Zug. Ha, wie das seinen Muth stählte! Es ging nichts über die Wunderkraft des Weines.

„Was wollen Sie damit sagen?“ stieß er heftig heraus. „Sprechen Sie! Ich fürchte mich nicht!“

„Sie haben meinen Mann verleumdet,“ begann sie und griff nach dem Messer in ihrem Busen. „Ignaz Kroll war Ihr bezahlter Helfershelfer. Sie haben mich mit einem Netzwerk von Lügen umgeben. Sie haben die Handschrift meiner Schwester gefälscht. Kein Anderer kannte ihre Handschrift so gut wie Sie, denn das, was Sie meinen Gatten beschuldigten, war Ihr eigenes Verbrechen. Sie haben Annas Leben zerstört. Sie haben —“

Die Worte erstarben ihr auf der Zunge, so aufgeregt war sie.

Das war also Alles. Er athmete erleichtert auf.

„Beweisen Sie Ihre Worte, wenn Sie können.“

Er stützte sich auf seinen Ellbogen und sah anscheinend ruhig in ihr schönes Gesicht.

„Mein Vater starb heute —“

Arthur war aufs Aeußerste überrascht und kniff seine Augen zusammen, um ihren Ausdruck zu verbergen.

„Bevor er starb,“ fuhr sie unbekümmert fort, „geschah ein Wunder. Er sprach und erzählte mir, was für einen Brief er im vergangenen Winter in der Schikanedergasse erhalten hatte. Er erzählte mir, wer sein geheimnißvoller Besucher und Angreifer war. Sie waren es!“

„Da wurde mir plötzlich klar, wie übel Sie mir mitgespielt hatten, wie unrecht ich in meiner durch Ihre Verleumdungen hervorgerufenen Verblendung Demjenigen, den ich so sehr liebte, gethan hatte. Ich fühlte mich dem Wahnsinn nahe, ich könnte sie erdrosseln!“

Er sah, daß Ausreden hier nichts mehr nützen konnten. Der Glaube an die Wahrheit der Worte ihres sterbenden Vaters stand bei ihr felsenfest. Sie hatte ihn erkannt. Er hatte jede Aussicht verloren, sie zu gewinnen.

Aber sie kannte nicht die ganze Wahrheit — nicht das finstere Geheimniß, das ihn in schlaflosen Nächten wie ein Gespenst heimsuchte. Es konnte also kommen, wie es wollte, sein Wahlsieg war ihm auf jeden Fall sicher.

Er stürzte noch ein Glas Champagner hinunter, das ihm das Blut schneller durch die Adern trieb.

„Und was wollen Sie jetzt thun?“ fragte er mit ruhiger Stimme, welche sie jedoch nicht mehr über den Sturm seiner Gefühle täuschte.

„Ich werde Sie öffentlich anklagen,“ versetzte sie mit Ingrimm. „Die Welt soll erfahren, welches Ungeheuer Sie sind. Die Wahrheit soll Sie überall verfolgen, so daß sich alle Menschen mit Abscheu von Ihnen abwenden. Ihr Sieg ist jetzt zweifelhaft.“

„Wirklich? Das ist ja interessant. Fahren Sie fort.“

„Ich werde meine Schwester wiederfinden. Wenn Anna erst weiß, daß sie Sie nicht mehr in Schutz nehmen kann, wird sie zu mir kommen. Sie haben meine Schwester in den Schmutz getreten, Sie haben mir mein Glück genommen!“

Während sich ihr Schmerz gewaltsam Luft machte, erhob sich vor dem Hause ein lautes Schreien.

„Das bedeutet Triumph!“ rief Arthur siegesgewiß aus, indem er die Anwesenheit des blassen Weibes vergaß und nur an seinen unersättlichen Ehrgeiz dachte.

Er stürzte nach dem Balkonfenster und trat hinaus in die kühle Nachtluft, um der fanatisirten Menge zu danken.

Bei seinem Anblick wurde der Lärm stärker.

Auf Margarethe machte er einen niederschmetternden Eindruck, sie fühlte sich verlassen.

Es war zu spät, um Ludwig zum Siege zu verhelfen und seinen Feind von dem Platze herunterzustoßen, den er nur durch Verleumdungen und Betrug erobert hatte. Selbst wenn sie ihn öffentlich anklagte, würde es ihm wahrscheinlich nicht viel Schaden thun.

Vielleicht würde man glauben, sie sei gestörten Geistes. Zuerst hatte sie ihren Gatten angeklagt, und wenn sie jetzt seinen siegreichen Nebenbuhler anklagte, würde es scheinen, als sei ihre Handlungsweise der Ausfluß ihrer Unzurechnungsfähigkeit.

Schönfeld taumelte ein wenig, als er an den Tisch trat und das halbgeleerte Glas austrank. Der Triumph, den er erfochten hatte, verbannte jede Spur von Furcht; trotz der drohenden Worte Margarethes fühlte er sich als Herr der Situation.

Er war sogar sicher, daß sie nicht so hart gegen ihn sein würde, wenn sie erführe, wie sehr er sie geliebt hatte und noch liebte. Die Frauen vergeben sehr häufig die Sünden, welche aus unglücklicher Liebe begangen werden.

„Hören Sie die Menge?“ fragte er. „Ich bin jetzt Abgeordneter von Breitenstein.“

Er kam ein wenig näher an sie heran.

„Diese Würde hat aber wenig Werth für mich, wenn Sie mich hassen. Hassen Sie mich wirklich?“

Sie sah in sein geröthetes Gesicht und antwortete nicht, aber in ihrem Innern kochte es, als sie daran dachte, welche Leiden dieser Mann ihr und ihren Angehörigen zugefügt hatte,

und wie leicht es jetzt für sie wäre, ihm das Messer, das sie in ihrem Busen verbarg, in die Brust zu stoßen.

„Margarethe,“ fuhr er mit leiser, bittender Stimme fort, „es ist leicht, über Andere wegwerfend und scharf zu urtheilen. Wir kennen ihre Sünden; aber ihre Vorgeschichte und die Versuchungen, denen sie unterlegen sind, ziehen wir nicht in Betracht.“

„Was Ihr Vater gesagt hat, ist nicht richtig — er war nicht bei vollem Verstande. Sie werden es mir wahrscheinlich nicht glauben, aber auch wenn es auf Wahrheit beruhte, müßten Sie mich bemitleiden, denn ich hätte dann nur aus Liebe zu Ihnen gesündigt.“

„Oh, warum liebe ich Sie so heftig, seitdem ich Sie zum ersten Male sah? Erklären Sie mich für den Auswurf der Menschheit, aber denken Sie auch daran, daß ich Sie bis zum Wahnsinn liebe! Lieben Sie mich? Ich liebe Sie —“

Die letzten Worte kamen stammelnd von ihren Lippen, er ergriff ihre Hände, wie wenn er sie an sich ziehen wollte.

In Folge seiner heftigen Bewegung öffnete sich in ihrem Kleide ein Spalt, aus welchem das verborgene Messer hervorblitzte.

„Sie haben Ihr Leben verwirkt,“ schrie sie wild auf und machte sich von ihm los, um das Messer zu ergreifen.

In diesem Augenblick nahmen seine Augen einen Ausdruck an, der ihre Willenskraft lähmte.

Sie stand mit ihrem Rücken gegen die Fenster des Zimmers gewendet, während Schönfeld seine Augen starr auf das eine gerichtet hielt. Er sah sie nicht an, obgleich er wußte, daß sie entschlossen war, ihn zu tödten. Er starrte ihr unverwandt über die Schulter, seine Augen quollen aus den Höhlen, sein Mund war weit geöffnet und seine Gesichtszüge verzerrten sich.

Schließlich löste sich ein Seufzer von seinen Lippen, er wankte, griff unsicher nach dem Tisch und rief mit dumpfer Stimme:

„Die Todte — die Todte! Sie sieht mich an — sie kommt auf mich zu.“

Mit dem Aufgebot ihrer letzten Willenskraft zwang sich

Margarethe, der Richtung seines Blickes zu folgen, sie sah jedoch weiter nichts als das unverhüllte Fenster, durch welches man den durch einige Laternen schwach beleuchteten Vorgarten erblickte.

Aber Arthur v. Schönfeld war niedergeschmettert. Er klammerte sich krampfhaft an dem Tische fest, seine Augen waren noch immer starr auf das Fenster gerichtet.

Dann stieß er einen rauhen und verzweifelten Schrei aus und fiel zu Boden, indem er das weiße Tafeltuch mit sich riß, so daß es ihn vollständig bedeckte.

32. Kapitel.

Margarethe stand noch immer in dem einsamen Zimmer und hielt mit ihrer Rechten das nutzlose Messer umspannt.

Draußen wuchs der Lärm der Menge beständig, sie hörte Musik, welche Weisen spielte, die sie in glücklicheren Tagen oft gehört hatte.

„Herauskommen! Eine Rede halten!“ hörte sie eine Stentorstimme, welche die anderen übertönte, schreien. „Es lebe Schönfeld!“

Sie erwartete, daß er sich aufrichten und nach dem Balkon taumeln würde, um die tobende Menge durch sein Erscheinen zu beruhigen. Er blieb jedoch merkwürdig still, so daß sie eine fieberhafte Ungeduld ergriff.

Sollte sie sich hinwegstehlen und ihm ohne weiteren Kampf das Feld überlassen? Sollte sie nach ihrer Wohnung zurückkehren und darüber nachsinnen, auf welche Weise sie ihn von seiner Höhe herabstürzen könnte?

Sie hatte mit ihrem Besuch nichts erreicht und noch immer nichts gethan. Noch lebte er, obgleich sie ihn hatte tödten wollen. Das Messer fiel zu Boden, sie schluchzte, als sie sich nach der Thür wandte.

Aber plötzlich hemmte sie ihre Schritte, sie ließ den Thürdrücker wieder los und wandte ihre Augen nach dem Orte, wo er lag.

Unwillkürlich ging sie leise auf den Tisch zu und rief:

„Herr v. Schönfeld!“

Sie fürchtete, daß die ungeduldige Menge bald Jemanden hinaufschicken werde, um sich nach dem Grunde seines Schweigens zu erkundigen. Es konnte für sie nicht von Vortheil sein, wenn man sie in dieser Situation mit ihm zusammen finden würde. Und doch konnte sie dem Wunsche nicht wederstehen, noch einmal mit ihm zu sprechen.

Als sie neben ihm stand, lag er auf der Seite, doch so, daß sie das Profil seines Gesichts erkennen konnte. Sie legte ihre Hand auf ihr wildklopfendes Herz, als sie sich zu ihm niederbeugte und eine rothe Flüssigkeit aus seinen zusammengepreßten Lippen fließen sah. Die vollständige Ruhe des am Boden Liegenden beunruhigte sie.

„Herr v. Schönfeld!“ rief sie mit bebender Stimme. Er rührte sich nicht, obgleich sie ihn bei der Schulter ergriff und heftig schüttelte.

„Herr von Schönfeld!“ rief sie nochmals lauter und dringender.

Keine Antwort.

Sie faßte Muth und legte ihm ihre Hand aufs Herz.

Er war todt! Im Augenblick seines Sieges hatte ihn der Tod ereilt.

Eine schreckliche Furcht ergriff sie, da sie sich nicht erklären konnte, was er am Fenster gesehen hatte, und was jene Worte, die er ausstieß, bevor er zu Boden sank, bedeuteten:

„Die Todte — die Todte! Sie sieht mich an — sie kommt auf mich zu!“

Worin auch jenes Geheimniß bestehen mochte, es hatte das vollbracht, was ihre eigenen Hände nicht auszuführen vermochten. Das Zimmer, welches ihren todten Feind barg, flößte ihr Grauen ein, sie verließ es eiligst, um sich ins Freie zu begeben.

Kaum hatte sie die Thür geöffnet, als sie sich ihrem Gatten und Dr. Lange gegenüber befand.

Diese unerwartete Begegnung überwältigte sie derartig, daß sie unfähig zu sprechen oder sich zu bewegen war.

Lange sah sie mitleidig an, Ludwigs Gesicht aber blieb kalt und unbeweglich.

„Verzeihen Sie,“ begann er, als ob sie sich vollkommen

fremd wären, „wir wollten zu Herrn v. Schönfeld. Sie können uns ohne Zweifel sagen, wo er sich befindet. Wahrscheinlich ist er in diesem Zimmer?"

Sie nickte und gab die Thür frei, so daß er eintreten konnte. Sie verstand, was sein finsterer, suchender Blick zu bedeuten hatte. Daß er sie in dem Hause seines bittersten Feindes angetroffen hatte, war ein neuer Schimpf für ihn, ein neuer Grund, sie zu verachten.

„Gehen Sie nicht hinein," bat Lange, indem er seine Hand beschwichtigend auf die Schulter seines Freundes legte. „Denken Sie daran, was ich Ihnen unterwegs gesagt habe. Vergessen Sie sich nicht!"

„Er soll von mir die Wahrheit hören. Ich will der Erste sein, der sie ihm ins Gesicht schleudert. Sie müssen mir diese Genugthuung lassen. Unsere Leute sind doch zur Hand?"

Bei diesen Worten fühlte Margarethe, daß sie hier eine sehr überflüssige Rolle spielte.

Die Tragödie nahm ihren Fortgang, ohne daß man sie brauchte. Mehrmals hatte sie die Worte auf der Zunge: „Er kann Dich nicht mehr anhören, er ist todt!" es fehlte ihr aber die Kraft zum Sprechen und so lehnte sie sich denn regungslos gegen die Wand.

„Sagen Sie den Leuten, daß sie heraufkommen sollen," versetzte Ludwig. „Er kann uns nicht entwischen. Das Gerücht von seinen Schandthaten hat sich schon unter der Menge verbreitet, und wenn er einen verzweifelten Versuch zu fliehen macht, wird er dort unten angehalten werden."

Es kamen jetzt zwei Männer die Treppe herauf, welche ein anderes Aussehen als die Landleute von Breitenstein hatten,

Margarethe, welche in eine dunkle Ecke getreten war, um nicht gesehen zu werden, erkannte in dem Einen den Mann, welchen sie in Ludwigs Arbeitszimmer gesehen und den er „Steiner" genannt hatte.

„Hier ist das Zimmer," sagte Ludwig. „Gehen Sie zuerst hinein."

Während er sprach, sah er seine Frau kalt an und trat dann mit den Uebrigen ein.

„Er ist nicht hier," hörte sie Dr. Lange sagen.

„Ja, er hat sich aus dem Staube gemacht!"

Dann vernahm sie ein Geräusch, als ob die Thür zum Nebenzimmer geöffnet wurde.

Plötzlich erschallten laute Worte und Ausrufe des Erstaunens.

„Nein, nein, sehen Sie hier. Er ist zu Boden gefallen. Dort am Tische. Helfen Sie ihn auf. Was sagen Sie? Er ist todt?" „Er sieht aus, als sei ihm ein Blutgefäß gesprungen."

Darauf folgten schwere Tritte, als trüge man eine Last.

„So ist er todt?" hörte sie eine Stimme sprechen, welche Steiner anzugehören schien.

„Er hat sich zur rechten Zeit aus der Welt gemacht, denn die Geschichte, wegen welcher wir hier sind, hätte er uns nicht so leicht erklären können."

Margarethes Aufregung war aufs Höchste gestiegen, eine Anzahl von Fragen stürmte auf sie ein, sie hätte aber lieber in die Erde sinken mögen, als ihrem Gatten nochmals von Angesicht zu Angesicht gegenüber treten.

Sie wandte sich zum Gehen, als sie Dr. Lange aus dem Zimmer kommen sah.

Verwundert streckte sie ihm die Hand entgegen und fragte:

„Was hat das zu bedeuten? Erzählen Sie mir doch! Wahrscheinlich hat sich irgend etwas Schreckliches ereignet."

„Wissen Sie, daß er todt ist?"

„Ja, ich sah ihn zu Boden fallen. In einer Minute war es geschehen."

„Lassen Sie das Niemanden hören, sonst wird man Verdacht schöpfen. Kommen Sie mit. Seien Sie froh, daß Sie bei der Aufregung Niemand bemerkt hat!"

Sie folgte ihm wie ein Kind, als er sie auf die Straße führte.

„Erzählen Sie mir," bat sie, „weshalb Ludwig diese Leute mitbrachte?"

„Ludwig hat durch einen Detektiv Schönfelds Vergangenheit nachgehen lassen, welche sehr dunkel und verdächtig war. Unter Anderem hatte er ein Häuschen bei Schönbrunn gemiethet,

welches er verschlossen hielt und niemals benützte. Heute öffnete man es gewaltsam —“

„Ja, ja,“ flüsterte sie aufs Aeußerste gespannt.

„Und fand in einem Zimmer einen Leichnam. Höchst wahrscheinlich liegt hier ein Mord vor.

33. Kapitel.

„Mord?“ wiederholte Margarethe mit Schaudern. Er war also auch ein Mörder?“

„Alles, was gemein ist,“ antwortete Dr. Lange verächtlich. „Er ist todt und die menschliche Gesellschaft ist von ihm befreit, wenn wir aber die Beweise für sein Verbrechen schon früher in Händen gehabt hätten, so wäre er um die Freude über seinen Wahlsieg gekommen.“

Seine Worte waren für sie fürchterlich, sie hatte dumpfe Ahnungen und lehnte sich erschöpft gegen den Gartenzaun, an dem sie standen.

Dr. Lange fühlte Mitleid mit ihr.

„Führen Sie mich von diesem Orte fort,“ sagte sie endlich bittend zu ihm. „Führen Sie mich zu Frau Basch zurück, mein Vater ist dort gestorben!“

„Warten Sie einen Augenblick, bis ich mit Ludwig gesprochen habe. Er soll auf mich hier warten.“

Als er wieder aus dem Hause Schönfelds gekommen war, gingen sie die Dorfstraße hinauf, wo die Bauern in kleinen Gruppen zusammen standen und nach der Villa Trachtenberg blickte, wo ein Mann, der noch vor einer Stunde ihr Führer war, als Leiche lag, während man ihn des Mordes beschuldigte.

Es war kein Wunder, daß sich Breitenstein in höchster Aufregung befand. Den kleinen Ort hatte noch niemals ein so sensationelles Ereigniß heimgesucht. Geburten und Todesfälle, unerwartete Erbschaften, die Entführung einer Bauerntochter durch einen Knecht, eine Meuterei im Gefängniß — das waren Dinge, die sich sonst in Breitenstein ereignet hatten, aber so ungeheuerliche Ereignisse, wie die Entlarvung Arthurs von Schönfeld und sein unerwarteter Tod, waren dort noch niemals

vorgekommen. Dazu trat außerdem noch der Familienskandal im Hause v. Jellinghausen und der plötzliche Tod des alten Herrn v. Donnerfeld, den man sich in diesem Augenblick ebenso wenig erklären konnte.

Die biederen Landleute ahnten nicht, daß die tief verschleierte Dame, der sie ehrerbietig Platz machten, zu denjenigen gehörte, welche sie jetzt scharf kritisirten.

Margarethe war über ihre Handlungsweise beschämt, sie hegte den Wunsch, sich selbst anzuklagen und Ludwig zu entlasten. Indessen war jetzt keine Zeit dazu.

Sie ging schweigend an Dr. Langes Seite weiter, bis sie das Haus von Frau Basch erreicht hatten.

An der Thür streckte sie ihm die Hand entgegen:

„Sie verachten mich? Gestehen Sie es! Ich verdiene es!“

„Sie verachten? Nein, ich bedaure Sie!“ versetzte er, indem er ihre kalte Hand ergriff. „Wenn Sie wüßten, wie besorgt ich um Sie bin. Sie waren in einem schrecklichen Irrthum befangen, eines Tages werden Sie ihn einsehen. Weiter darf ich Ihnen vorläufig nichts sagen!“

„Sprechen Sie nicht weiter,“ seufzte sie. „Ihre Worte gehen durch meine Brust wie ein Schwert. Ich habe die Wahrheit bereits entdeckt, nachdem ich die Hoffnungen meines Lebens mit eigener Hand zertrümmert habe. Ich wollte heute Abend Arthur v. Schönfeld die Wahrheit ins Gesicht schleudern und ihn vielleicht tödten, denn ich fühle einen unersättlichen Nachedurst. Ich weiß jetzt, daß ich im Unrecht meinem Manne gegenüber bin und grausamer als je ein Weib zuvor gegen ihn war. Jetzt aber ist Alles verloren!“

„Sie haben also selbst die Wahrheit entdeckt,“ fragte er mit zitternder Stimme.

„Ja!“

„Und Sie wissen jetzt, daß Alles, dessen Sie Ihren Gatten beschuldigt haben, falsch ist?“

Sie nickte, vermochte aber nicht zu antworten, sondern machte sich von ihm los und verschwand im Hause, das still wie ein Grab war.

Sie tappte sich an den Wänden entlang nach dem Zimmer,

wo ihr todter Vater lag. Es war von einer Kerze schwach erleuchtet und neben dem Todten schlummerte der Wärter in sanftem Schlafe.

Margarethe betrat zögernd das Zimmer und näherte sich dem Bett, auf welchem der Leichnam ihres Vaters lag, um dort niederzuknieen. Sie wollte weinen, aber ihre Augen blieben trocken; es war ihr unmöglich, sich durch einen Thränenstrom Erleichterung zu verschaffen.

Wie war es möglich, daß sie den Mann, den sie so liebte, so schmählich verleumden konnte? Sie wollte Ludwig bitten, ihr zu verzeihen; aber jetzt war es zu spät. Sie hatte seine Liebe verloren und hatte es verdient.

„Was soll ich jetzt beginnen,“ fragte sie sich, indem sie die Todtenhand ihres Vaters ergriff. „Mein Vater ist todt, und wo Anna ist, weiß Niemand. Ich bin jetzt allein!“

Ein gewaltiger Thränenstrom erleichterte endlich ihr Herz. Sie fühlte allmählich wieder die Ruhe in ihrem Busen einziehen und verließ das Todtengemach, um ihr Zimmer aufzusuchen.

Bevor der Morgen anbrach, wollte sie ihn um Verzeihung bitten. Ueber eine kleine Lampe gebeugt, schrieb sie an Ludwig und suchte ihm auseinanderzusetzen, auf welche Weise sie dazu gekommen war, ihn der Untreue zu zeihen.

Dann schrieb sie an die Zeitung, welche ihren Mann am heftigsten angegriffen hatte und entlastete ihn, ohne den Namen ihrer Schwester zu erwähnen.

Als sie die beiden Briefe beendigt hatte, dachte sie über ihre eigene Zukunft nach.

Lange saß sie mit aufgestütztem Kopfe in Gedanken versunken, schließlich aber forderte die Natur ihr Recht, ihr Haupt sank tiefer und tiefer, bis ihr ein erquickender Schlaf die lang ersehnte Ruhe brachte.

34. Kapitel.

Ludwig wartete auf Dr. Lange auf der Villa Trachtenberg. Verstört fuhr er aus seinen Träumen auf, als ihn der Arzt begrüßte, und sagte:

„Lieber Freund, wir sind ein Spielball des Schicksals! Das Menschenleben ist kurz und freudlos. Gestern war der Todte, der dort liegt, noch mein erfolgreicher Nebenbuhler und bitterster Feind und heute schon hat ihn das Schicksal ereilt! — Als er starb, war sie bei ihm,“ fuhr er nach kurzem Stillschweigen fort. „Glauben Sie, daß sie — ihn — liebte?“

„Nein —“

Er hätte noch mehr hinzugefügt und ihm erzählt, was Margarethe zu ihm gesagt hatte, wenn nicht plötzlich eine Frau auf sie zugeeilt wäre, die mit hastiger Stimme rief:

„Herr v. Jellinghausen! Gnädiger Herr!“

Sie standen still und blickten forschend in das Dunkel der Nacht, bis sie eine alte Frau bemerkten, welche so schnell sie konnte, auf sie zueilte.

Als sie vor ihnen stand, keuchte sie athemlos:

„Ach, gnädiger Herr, es ist schlimm, wenn man alt wird. Vom schnellen Lauf will mir fast das Herz zerspringen!“

„Ruhen Sie sich ein wenig auf der Bank dort aus,“ versetzte Ludwig gütig. „Warum sind Sie so gelaufen? Wollen Sie etwas von mir?“

„Das ist eine böse Nacht, gnädiger Herr — schlimmer, als sie Breitenstein jemals gesehen hat. Ich bin die Frau des Schmieds. Meines Mannes Schmiede hat den ganzen Tag still gelegen, er mußte ja feiern, weil gewählt wurde, obgleich er eine Frau und fünf Kinder zu ernähren hat.“

Vor ungefähr einer Stunde kam mein Mann in die Schmiede zurück, um die angefangene Arbeit zu beendigen. Das helle Licht der Esse fiel auf die Straße und muß sie wohl angelockt haben —“

„Wen?“ fragte Ludwig gespannt.

„Die unbekannte Frau, welche in unser Haus kam. Ich machte gerade das Abendessen zurecht, als ich meinen Mann einen Schrei ausstoßen hörte. Ich stürzte in die Schmiede und da stand sie, während mein Mann sie anstarrte. Sie ging wie blind durch die Schmiede und fiel auf die Bank nieder.“

„Wer ist sie und was hat sie mit mir zu schaffen?“

fragte Ludwig, indem er seinem Freund einen erstaunten Blick zuwarf.

„Ich weiß es nicht, gnädiger Herr. Ich habe sie zuvor niemals gesehen. Sie sieht aus, als ob sie aus dem Grabe gestiegen sei. Die ersten Worte, die sie sagte, waren:

‚Ich möchte Herrn v. Jellinghausen sprechen, suchen Sie ihn und bringen Sie ihn zu mir.'

Wollen Sie mit mir gehen, gnädiger Herr? Sie sieht aus, als ginge es mit ihr zu Ende."

Da Ludwig nichts dagegen einzuwenden hatte, folgte er mit seinem Freunde der alten Frau.

Es dauerte nicht lange, so hatten sie die Schmiede erreicht.

In dem rußigen Raume, welcher von dem flackernden Licht der Esse erleuchtet wurde, fanden sie auf einer großen hölzernen Bank eine weibliche Gestalt liegen, neben welcher der Schmied mit entblößten Armen stand. Ihr Gesicht war den Ankömmlingen abgewandt.

„Seitdem Du fort bist, liegt sie wie todt da," sagte der Schmied zu seiner Frau.

Bei diesen Worten erhob die Fremde ihren Kopf und warf einen forschenden Blick auf die Eintretenden, welche erstaunt zurückprallten.

Dr. Lange streckte ihr jedoch beide Hände entgegen und sagte mit überströmendem Gefühl:

„Fräulein Fürst, wie kommen Sie hierher?"

Mit dem größten Interesse blickte Ludwig auf die Wärterin, von der er schon so viel gehört und die er noch niemals gesehen hatte.

Sie war allerdings ein wunderschönes Weib, als sie sich erhob und die beiden Herren begrüßte.

Ihr weißes Haar, ihr frisches, jugendliches Gesicht und ihre blauen Augen, in welchen ein schmerzlicher Ausdruck lag, bildeten einen ganz eigenartigen Kontrast.

„Aber, Fräulein Fürst, wie konnten Sie nur Ihr Bett verlassen? Bedenken Sie denn nicht Ihren Zustand?" begann Dr. Lange vorwurfsvoll.

„Lieber Doktor," versetzte sie mit mattem Lächeln,

„ich hätte nur dann im Bett bleiben können, wenn ich ein Herz aus Stein hätte. Wenn mich das böse Fieber nicht niedergeworfen hätte, so hätte ich heute einen großen Triumph erlebt!"

Auf das Aeußerste erstaunt blickten sie die Umstehenden an.

Plötzlich schien sie sich wieder ihrer Umgebung zu erinnern.

„Wollen Sie den Schmied und seine Frau nicht bitten, uns auf einen Augenblick allein zu lassen? Ich habe Ihnen etwas zu sagen," fuhr sie mit einem Blick auf Ludwig fort.

Das Ehepaar verließ die Werkstatt, auch Dr. Lange wollte gehen.

„Ich werde draußen auf Sie warten, lieber Freund," sagte er mit einem liebeglühenden Blick auf Klara.

„Nein, nein. Bleiben Sie!" warf sie schnell ein und ergriff ihn bei den Händen. „Es ist nicht mehr wie Recht, daß auch Sie etwas von meiner Person erfahren. Sie wundern sich, Herr v. Jellinghausen, daß ich nach Ihnen geschickt habe. Ich bin Ihnen vollständig fremd, Sie haben mich noch niemals gesehen?"

„Nein," erwiderte Ludwig, indem er sie ansah, als wollte er in ihrer Seele lesen. Seltsame Ahnungen ergriffen ihn dabei.

„Und doch," fuhr sie fort, „ist unser Leben auf seltsame Art und Weise mit einander verknüpft. Ich vermag Ihnen Ihr Glück wiederzugeben. Es ist eine merkwürdige Geschichte, die ich Ihnen jetzt erzählen will."

Sie zog das Tuch, in welches sie sich eingehüllt hatte, fester um ihre Schultern und blickte in das flackernde Schmiedefeuer, während sie sprach.

„Wie liebe ich das Licht und die Wärme — sie sind für mich das Leben. Einst war ich dem Tode so nahe, daß ich seinen kalten Hauch auf meinem Gesicht fühlte."

Sie machte eine Pause und fuhr mit auflodernden Hasse fort:

„Arthur v. Schönfeld hat heute einen Sieg errungen!

Wenn mich das Fieber nicht zurückgehalten hätte, würde er jetzt im Gefängniß sitzen und Sie würden seine Stelle einnehmen. Ich kenne seine Vergangenheit. Ich weiß, durch welche Mittel er Sie von Ihrer Frau trennte; ich hätte Alles zur rechten Zeit sagen können, aber das Schicksal hatte sich gegen mich zu seinen Gunsten verschworen, so daß er heute den Sieg davongetragen hat!“

Bei diesen Worten stutzte Ludwig und machte ein sehr verwundertes Gesicht.

„Sie sprechen in Räthseln. Wissen Sie nicht, daß Arthur v. Schönfeld todt ist?“

Ueberrascht sprang sie auf, ihr Antlitz überzog eine überirdische Freude.

„Todt?“ wiederholte sie laut jauchzend, so daß der Schmied die Thür aufriß, um zu sehen, was sich ereignet hatte. —

Dr. Lange beruhigte ihn und veranlaßte ihn jedoch, sich wieder in seine Stube zurückzuziehen.

„Wiederholen Sie das noch einmal,“ fuhr sie fort, indem sie Ludwigs Arm ergriff.

„In dem Augenblick, wo seine Wahl gesichert war, starb er plötzlich“.

„War es nicht, als ob ihn ein plötzlicher Schrecken zu Boden gestreckt hätte?“ fragte sie — „als ob ihm das Gesicht eines Menschen, den er für todt hielt, plötzlich erschienen wäre? Sein Tod kam unerwartet, sagen Sie — Gott ist gerecht! Wenn er weiter gelebt hätte, wäre er glücklich gewesen!“

„Nein! Er starb gerade zur rechten Zeit, um einen Tod zu vermeiden, der noch tausendmal schmerzhafter gewesen wäre,“ versetzte Ludwig.

„Zwei Kriminalbeamte aus Wien wollten ihn gerade verhaften, weil er im Verdacht steht, einen Mord begangen zu haben. Er miethete eine Villa bei Schönbrunn, die er niemals benützte, und als ihm ein Detektiv auf der Spur war, benahm er sich in Betreff des Hauses sehr verdächtig. Heute Nachmittag wurde es geöffnet, man fand dabei einen Leichnam in einem Oberzimmer.“

„Was fehlt Ihnen? Was haben Sie?“ riefen Ludwig

und sein Freund zu gleicher Zeit, als sie am ganzen Körper zitternd auf die Bank zurücksank.

„So hat man es also doch entdeckt?“ flüsterte sie kaum hörbar. „Sie fahndeten wegen — Mordes — auf ihn?“

„Ja, ja! Wissen Sie etwas davon?“

„Hören Sie zu. Ich weiß Alles. Arthur v. Schönfeld dang einen Mordgesellen, um sich von einem Mädchen zu befreien. Es ist seine Leiche, die man in „Mon Bijou“ gefunden hat. Das Mädchen, das er tödten sollte, erdolchte ihn. Dieses Mädchen war ich selbst! Sehen Sie mich an, Herr v. Jellinghausen, ich bin Anna v. Donnerfeld!“

35. Kapitel

Eine Zeit lang hörte man weiter nichts als das Sausen des Schmiedefeuers in der rußigen Werkstatt.

Dr. Lange hatte das tragische Geständniß des Mädchens nicht ganz verstanden, aber Ludwig starrte wie vom Blitze getroffen zu Boden.

„Anna v. Donnerfeld?“ wiederholte er mechanisch. „Dann ist es kein Wunder, daß die geschicktesten Detektivs in Wien Ihre Spur nicht finden konnten. Was müssen Sie Alles gelitten haben!“

Bittere Thränen traten in ihre Augen und schluchzend versetzte sie:

„Ich kam als Wärterin hierher, um Denen nahe zu sein, die ich liebte und — haßte. Einmal hat mich Margarethe von Weitem gesehen, ich fürchtete, daß sie mich wiederkennen würde. Sobald sie mir in die Augen gesehen hätte, würde sie mich erkannt haben. Am Abend meines Geburtstages ging ich nach Schloß Eisenhart, um sie oder meinen Vater unbemerkt zu sehen, sie überraschte mich indessen dabei.“

„An jenem Abend fanden Sie mich am Wege liegen,“ wandte sie sich zu Dr. Lange.

„Dann wurde ich krank und heute erst konnte ich wieder ausgehen! Leider zu spät! Alle waren gegen Ludwig von Jellinghausen eingenommen, es war keine Zeit mehr dazu, die Wahrheit an den Tag zu bringen.“

„Wußte Arthur v. Schönfeld, daß Sie noch am Leben waren?“ fragte Ludwig.

„Nein, aber er sollte mich sehen. Obgleich es zu spät war, seinen Sieg zu verhindern, wollte ich ihn dennoch veranlassen, auf seine Wahl Verzicht zu leisten. Mit diesen Gedanken stieg ich zum Balkon der Villa Trachtenberg hinan, ohne von der schreienden Menge gesehen zu werden und drückte mein Gesicht gegen die Fensterscheiben, so daß er mich erkennen mußte. In diesem Augenblick riefen ihn die Bauern heraus. Er war im Zimmer und eine Frau war bei ihm; ich konnte sie jedoch nicht erkennen, da sie mir den Rücken zuwandte.“

„Unsere Augen begegneten sich — ich sah ihn zusammenzucken und seinen Mund schreckensbleich öffnen, als ob er etwas sagen wollte, und dann stahl ich mich vollkommen befriedigt hinweg, in dem Bewußtsein, daß er sicher glauben würde, ich suchte ihn als Gespenst heim.“

„Wie kommt es, daß er niemals erfahren hat, daß Sie gar nicht getödtet worden sind?“ fragte Ludwig.

„Wenn Schönfeld sich nicht feig zurückgezogen hätte, als die That geschehen sollte, so wäre ich nicht entkommen oder er hätte wenigstens gewußt, daß er sich in meiner Gewal befand.“

Sie erhob sich und ging erregt auf und ab.

„Dieses weiße Haar ist Zeuge, wie fürchterlich der kurze Augenblick war, in welchem ich mit dem Mordbuben, der noch dazu betrunken war, um mein Leben rang. Mit der Stärke der Verzweiflung warf ich ihn zu Boden, entriß ihm den Dolch und tödtete ihn, um mich zu retten. Dann wurde ich ohnmächtig und erwachte erst um Mitternacht.“

„Mein erster Gedanke war, zu sehen, ob Schönfeld noch im Hause war. Ich wußte, daß er mich mit eigener Hand tödten würde, um nicht von mir verrathen zu werden. Das ganze Haus war still und dunkel. In dem einen Zimmer fand ich schließlich Streichhölzer und zündete ein Licht an. Auf dem Tische fand ich einen hastig hingekritzelten Zettel liegen, der folgende Worte enthielt:

„Führen Sie meine Befehle sorgfältig aus. Verschließen Sie das Oberzimmer und das ganze Haus

sorgfältig. Schicken Sie mir morgen früh durch einen Boten die Schlüssel mit einem Paar Zeilen. Ich will Sie nicht wiedersehen. Sie haben eine gute Bezahlung erhalten. Reisen Sie schleunigst nach Amerika, wie Sie es versprochen haben.“

„Diese Worte waren nicht unterzeichnet. Ich faßte den Plan, ihn vorläufig in dem Glauben zu lassen, daß ich todt sei, damit ihn um so sicherer die Vergeltung treffen konnte. Als ich in Wien war, schickte ich ihm die Schlüssel; aber ich überschätzte meine Kräfte und wurde von einem heftigen Fieber niedergeworfen. Als ich während der langen Zeit bis zu meiner Genesung in der Zeitung die Nachricht von Margarethes Hochzeit las, beschloß ich zu warten, bis ich alle meine Kräfte wiedergewonnen hätte. Dann kam die Landtagswahl, jetzt wollte ich seine Schandthaten der Welt offenbaren. Aber das im Gefängniß=Krankenhause entstandene Fieber zählte mich zu seinen ersten Opfern. Ich mußte also nochmals schweigen, während er seine ganzen Verbrechen Ihnen zur Last legte und die arme Margarethe Ihr Haus verließ, da sie Sie für einen Verräther hielt.“

Ludwig vergrub sein Gesicht in seinen Händen, indem er seine Gedanken zu Margarethe schweifen ließ.

„Und jetzt muß ich hingehen und mich selbst anklagen,“ fuhr Anna leise fort. „Die Leiche in Mon Bijou —“

„Sie haben aus Nothwehr gehandelt,“ beruhigte sie Dr. Lange. „Sie haben einen gedungenen Mörder niedergestochen, um Ihr Leben zu retten. Das ist kein Verbrechen!“

„Aber ich muß es eingestehen,“ warf sie händeringend ein. „Herr von Jellinghausen, würden Sie an meiner Stelle schweigen?“

„Wollen Sie wirklich Ihre Geschichte der Oeffentlichkeit preisgeben?“ versetzte Ludwig. „Und warum? Um seinen Namen zu brandmarken? Lassen Sie über die ganze Sache Gras wachsen. Niemand soll es erfahren!“

„Mit Ausnahme von Margarethe,“ warf sie klopfenden Herzens ein. „Ihr will ich mein Herz ausschütten. Führen Sie mich zu ihr. Man sagt, mein Vater sei todt. An seinem Sarge will ich niederknien und ihn um Verzeihung bitten!“

Während sie diese Worte sprach, sah Dr. Lange sie treuherzig an.

Dann verließen sie zusammen die Schmiede und nahmen vor der Thür Abschied von einander. Ludwig ging voraus, um sie beim Abschied nicht zu stören.

Anna streckte Dr. Lange zögernd die Hand entgegen, welche er herzlich küßte.

„Wenn die Vergangenheit nicht wäre," begann sie mit leise zitternder Stimme, „wenn ich noch unberührt von den Stürmen des Lebens wäre, so würde ich Ihnen mein Herz schenken —"

„Ihre Vergangenheit schreckt mich nicht ab," versetzte er zärtlich. „Lieben Sie mich, Anna —"

Während sie sich stumm die Hände drückten, eilten sie Ludwig nach und gingen schweigend nach dem Hause der Frau Basch.

Als Ludwig an die Thür klopfte, erschien der schlaftrunkene Wärter und öffnete ihnen.

„Ist Frau v. Jellinghausen zu sprechen," fragte Ludwig, indem er mit Anna den Hausflur betrat.

„Ich weiß es nicht, gnädiger Herr. Sie war nicht zu Hause, als Frau Basch klopfte. Soll ich nachsehen, gnädiger Herr?"

„Nein, ich werde sie selbst aufsuchen. Wo ist ihr Zimmer?"

„Eine Treppe hoch, geradezu gnädiger Herr."

Während sie noch sprachen, hatte Anna das Zimmer gefunden, in welchem ihr verstorbener Vater lag.

„Ich möchte einen Augenblick allein an seinem Todtenlager weilen," schluchzte sie und verschloß die Thür.

Unten an der Treppe machte Ludwig einen Augenblick Halt.

Er tappte sich die Treppe in die Höhe und klopfte an ihre Thür, aber vergeblich — es war Alles still. Klopfenden Herzens öffnete er die Thür in der Erwartung, das Zimmer leer zu finden. Da fielen seine Augen auf ein Bild, das den letzten Rest des Zornes aus seinem Herzen jagte. Margarethe saß am Tische schlafend auf einem Stuhle und hatte das müde Haupt auf ihre Arme gelegt. Er ging zu ihr und betrachtete gerührt die Schlafende. Seine Frau! Die Frau, die er so liebte.

„Armes Kind,“ flüsterte er und hob seine Hand empor, um sie auf ihr Haupt zu legen. Er zog sie aber schnell wieder zurück, da er sie nicht aufwecken wollte.

„Meine liebe Margarethe,“ flüsterte er, als sie aus dem Schlafe auffuhr und schloß sie so fest in seinen Arm, daß sie vollständig aus ihrem Schlafe erwachte.

„Vergib mir, vergib mir,“ murmelte sie.

„Komm' wieder zu mir zurück, mein süßes Weib,“ bat er stürmisch. „Ich weiß Alles und vergebe Dir, mein Liebling.“

Er preßte ihre Hände an seine Brust.

„Bereite Dich auf eine Neuigkeit vor, mein Kind.“

„Was hast Du?“ fragte sie zärtlich.

„Denke an das, wonach Du Dich stets gesehnt hast!“

Ihre Augen öffneten sich weit, ihr Athem flog: „Anna?“ rief sie. „Du hast sie gefunden?“

„Sie ist zu uns gekommen. Ich will Dich zu ihr führen.“

36. Kapitel.

Bevor die Blätter von den Bäumen fielen, nahm man in Breitenstein eine Neuwahl vor, bei welcher Ludwig v. Jellinghausen mit überwältigender Mehrheit in den Landtag gewählt wurde. Im November verließ das junge Ehepaar mit Anna Schloß Eisenhart, um im südlichen Frankreich den Winter zuzubringen. Zu diesem Zwecke hatten sie in Nizza eine reizend gelegene, hübsch eingerichtete Villa gemiethet.

Eines Tages machten sie eine Spazierfahrt nach dem Casino von Monte Carlo. Als sie zurückkehrten, fand Ludwig einen Brief vor, bei dessen Lektüre sich sein Gesicht umwölkte.

„Margarethe,“ sagte er ernst zu seiner Gattin, „komm' mit mir in den Garten, dort will ich Dir etwas erzählen und zeigen.“

Sie folgte ihm nach einer dicht berankten Laube. Er zog sie an sich und gab ihr den Brief. Tiefes Roth überzog ihr reizendes Gesichtchen, als sie den Poststempel las — das Wort, das ihr die größten Schmerzen bereitet hatte — Capri.

„Lieber Ludwig,“ begann sie, indem sie ihn fest ansah und ihm den Brief wieder in die Hand drückte, „Du darfst nicht glauben, daß Du mir den Brief zeigen oder mir seinen Inhalt erzählen mußt. Ich schenke Dir volles Vertrauen. Dein

Schweigen über diese Angelegenheit bereitet mir keinen Kummer mehr. Es ist besser, wenn ich den Brief nicht lese."

„Aber ich wünsche es, mein Kind!"

„Sie öffnete das Couvert und las folgende Worte:

Gnädigster Herr Baron!

Als Besitzer der Caso Jovanna erlaube ich mir Ihnen die Mittheilung zu machen, daß in der vergangenen Nacht in meinem Hause Herr Viktor Neumayer starb. Bei seinem Tode bat er mich, Sie davon zu benachrichtigen. Der Verstorbene hat einige Werthsachen, Papiere und Photographien hinterlassen, die ich Ihnen übergeben soll.

Mit dem Ausdruck des Bedauerns über dieses schmerzliche Ereigniß zeichnet

Ihr ergebener Diener

Giovanni Ricci.

Margarethe gab ihm den Brief zurück und lehnte ihr Köpfchen an seine Schulter. „Wer war Viktor Neumayer?" fragte sie.

„Das ist eine sehr merkwürdige Geschichte," versetzte Ludwig. „Sein wirklicher Name war Eduard von Spytendorf. Wir waren Schulkameraden und Universitätsfreunde, welche unzertrennlich waren. Eduard hatte indessen sonderbare Anfälle, welche mir unerklärlich waren. Er zeigte eine gewisse Geistesgestörtheit, in welcher er Handlungen beging, die er nachher bitter bereute. Als er 21 Jahre alt war, erbte er eine Farm im Westen der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Er begab sich dorthin und ließ lange Jahre durch gelegentliche Briefe von sich hören. Eines Tages erhielt ich einen sonderbaren Brief von ihm, welchem er mir mittheilte, daß er nach Hause kommen und mich in Triest erwarten würde. Ich erfüllte seinen Wunsch. Die Anfälle von Geistesgestörtheit, bei denen er nicht wußte, was er that, schienen sich in der Zeit unserer Trennung vermehrt zu haben, denn in einer solchen Stunde hatte er, wie er mir schaudernd erzählte, einen Mord begangen, so daß man jetzt auf ihn fahndete."

„Ich versprach ihm feierlich, sein Geheimniß zu bewahren, damit er dem strafenden Arm der Gerechtigkeit entgehen konnte. Wenn er die Anfälle bekommen würde, wollte ich ihn besuchen. Ich hielt mein Wort und suchte ihm auf Capri eine Wohnung,

wo ich ihm häufig Besuche abstattete. Da ihm die Polizei fortwährend auf den Fersen war, ging er nur sehr selten und dann nur in Frauenkleidern aus.“

Während seiner Erzählung hatten sich Margarethes Augen mit Thränen gefüllt.

„Zu ihm bist Du also gereist, als Du Eisenhart so eilig verließest?“

„Ja, aber ich vermuthe, daß das Telegramm von Schönfeld ausging, denn Eduard war auf ganz Capri nicht zu finden. Schönfeld wußte Verschiedenes aus den Briefen, die ihm Kroll verkauft hatte, und hatte wahrscheinlich in Neapel einen Vertrauten, der die Depesche an mich dort aufgab. Auf diese Weise hat er mich aus dem Wege geschafft, um Spielraum für die Ausführung seiner hinterlistigen Pläne zu gewinnen.“

Einen Augenblick trat Stillschweigen ein.

Dann nahm Margarethe seinen Kopf in ihre Hände, küßte ihn und sagte: „Du bist die treueste Seele auf der Welt.“

Ein leichter Schritt unterbrach den Austausch ihrer Zärtlichkeiten, Anna kam auf die Laube zu.

Auch sie hielt einen geöffneten Brief in ihrer Hand und rief ihnen freudig erregt zu:

„Dr. Lange will uns besuchen!“

„Wirklich?“ versetzte Margarethe erfreut.

„Aber er kann nicht lange hier bleiben. Er hat sich einer Expedition von Aerzten angeschlossen, welche sich auf den Kriegsschauplatz in der Türkei begeben will, um dort den verwundeten Soldaten mit ihrem ärztlichen Wissen zu helfen.“

„Wie kommt es denn, daß er Dich verlassen will?“

Mit freudestrahlenden Augen versetzte Anna: „Er geht ja nicht allein in den Krieg, ich begleite ihn!“

Ende.